# Der Trabant.

Roman

von

C. F. Ridderstad,
Verf. von „das Gewissen od. die Geheimnisse v. Stockholm".

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Heinrich Helms.



Dritter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

# Der Trabant.

---

## Dritter Theil.

# Erstes Kapitel.

## Es lebe der Herzog.

Die politischen Stellungen Armfelts und Reuterholms hatten sich nicht mit derselben Schnelligkeit wie die Ereignisse entwickelt, die wir bisher beschrieben haben. Reuterholms Einfluß war im höchsten Grade wichtig und bedeutend, weil er das unumschränkte Vertrauen des Regenten besaß, aber er war noch nicht öffentlich als Mitglied der Regierung anerkannt, und er konnte somit nicht seine Pläne so offen und energisch verfolgen, wie er wünschte. Ueberall traten Armfelt und seine Freunde ihm entgegen, und es war und blieb deshalb sein Hauptziel, die Partei zu stürzen, weil er erst dann die Zügel der Regierung wirklich und unangefochten ergreifen konnte. Wir haben auch gesehen, daß er sich vorzugsweise gegen Armfelt, als den eigentlichen Chef der Partei, wandte. Wenn er auch auf Vincents Plan, daß man ihn nicht

offen angreifen, sondern lieber seine Stellung unterminiren und seine unruhige Seele ermüden müsse, um ihn dahin zu bringen, daß er sich selbst entferne, eingegangen war, so fand er es doch zu gleicher Zeit für nothwendig, sich jedem Versuche auf einen größern Einfluß von Seiten Armfelts ernstlich zu widersetzen. Man wußte jetzt mit Gewißheit, daß Armfelt den Eintritt des jungen Königs in den Staatsrath forderte, und diese Forderung mußte durch alle mögliche Mittel vereitelt werden.

Wenn Reuterholm auch öffentlich Niemand anders als den Herzog besuchte und auch keine Gesellschaften gab, so besuchte er doch oder empfing heimlich Diesen oder Jenen, wo sein Interesse es ihm gebot. In seinem privaten wie öffentlichen Leben umgab er sich mit Mysticismus und Dunkel. Kein Staatsmann hat so eingezogen gelebt wie Reuterholm. Auch in dieser Hinsicht war er ein Gegensatz zu Armfelt, dem fröhlichen Weltmanne, der sich immer rastlos in dem Treiben der Welt bewegte, der mit dieser fühlte und dachte, Freude und Leid theilte ... während er sie lenkte oder doch lenken wollte.

Sobald Reuterholm zur Kenntniß des Verhältnisses des Herzogs zu Fräulein Slottsberg gelangt war, besuchte er diese.

Er hatte sich ein ehrgeiziges Weib gedacht, fand aber ein leichtsinniges, und beruhigte sich.

Aber auch dort sollte er zu seinem Verdruß Armfelts Namen hören.

Während seiner Anwesenheit brachte man Charlotten eine Schachtel und ,als sie dieselbe öffnete, fand sie ein kleines, sehr schön gearbeitetes Blumenbouquet von Silber und Gold, mit darin eingefaßten edlen Steinen von verschiedenen Farben. Die mittelsten Blumenblätter waren so gearbeitet, daß sie eine herzogliche Krone bildeten und auf derselben wiegte sich ein kleiner Schmetterling.

Charlotte war im höchsten Grade entzückt über dieses Geschenk und bewunderte es fortwährend.

„Und wissen Sie wohl, Baron," rief sie, „von wem es kommt? ... O, das errathen Sie nicht ... es kommt von dem schönsten Manne im ganzen Reiche, von ..."

„Vom Herzoge, kann ich mir denken ..."

„Ach nein, Herr Baron, von Armfelt. Sehen Sie den Schmetterling hier, wie süß und schön er sich auf der Blumenkrone wiegt. Der Schmetterling bin ich, ganz gewiß ... ja, nur Baron Armfelt versteht es, aufmerksam gegen Damen zu sein ..."

Reuterholm verließ sie, ohne daß er versucht hätte, sie für sich zu gewinnen, weil er sie zu unbedeutend fand.

Einige Wochen später trat der Hofmarschall Baron —n— bei Reuterholm ein und wünschte mit ihm ein Gespräch unter vier Augen.

Adlerstjerna hatte ihm den ganzen Hergang des Duells und was während desselben passirte, erzählt und

der Hofmarschall raſ'te vor Zorn. Er verſtand indeſſen ſich zu beherrſchen und entſchloß ſich, Niemandem, nicht einmal Louiſen, ſeine Gedanken zu verrathen. Aber er faßte gleichzeitig den Entſchluß, jeden ihrer Schritte genau zu bewachen und ſelbſt die Prinzeſſin zu bitten, ein wachſames Auge auf ſie zu haben. Als er endlich in Kenntniß geſetzt wurde, daß Fräulein Rudensköld Louiſe's Begleiterin auf jenem Ausfluge nach dem Thiergarten geweſen war, wandte ſich ſein Zorn auch gegen ſie. Durch Adlerſtjerna's Thätigkeit erfuhr er auch ſpäter, daß Döring ſein Patent auf Armfelts Empfehlung erhalten hatte, und wenn er dies Alles zuſammenſtellte, müßte ja dahinter eine Intrigue ſtecken, welche in der Abſicht geſponnen ſei, Dörings Liebe zu begünſtigen.

Und dieſer Döring … er konnte ihn nicht ungünſtig genug beurtheilen … ein junger Schlingel, ein armer Glücksritter, ein ſelbſtkluger Narr, ein Knabe ohne Rang, ohne Geburt, ohne Namen … er raſ'te, wenn er an ihn dachte.

Die Prinzeſſin Sophia Albertina bereitete ſich um dieſe Zeit, wenn auch nur im Stillen, auf eine längere, mehrjährige Reiſe in's Ausland vor.

Als er der Prinzeſſin einen Theil ſeiner Wünſche in Betreff Louiſe's anvertraute, erhielt er das Verſprechen, daß ſie die Fürſtin auf der Reiſe begleiten ſolle. Der Hofmarſchall, der bis dahin die Rolle eines Argus ſpielen wollte, ſchöpfte jetzt wieder Athem und hoffte ſchon

die Gefahr beseitigen zu können. Daß es ihm schwieriger sein würde, Adlerstjerna einen Platz im Gefolge der Prinzessin zu verschaffen, sah er sehr wohl ein; er fürchtete, die Hofdamen würden hier mit Glück gegen ihn intriguiren, aber er gab dessenungeachtet die Hoffnung nicht auf, seinen Wunsch durchzusetzen. In solcher Weise hoffte er auch die Bande zwischen Louise und Adlerstjerna wieder zu knüpfen, indem er alle die Veranlassungen zur Versöhnung und Vermittelung, die eine Reise darbietet, in Betracht zog.

Aber dabei blieb er nicht stehen. Er wollte auch diejenigen seiner Gegner, die zurückblieben, entwaffnen.

Die heimlichen Triebfedern des politischen Lebens waren ihm zu wohl bekannt, als daß er nicht hätte wissen sollen, zu welcher Partei sein Interesse ihn jetzt führe.

„Sie beabsichtigen, Herr Baron,“ sprach er zu Reuterholm, „Armfelts Einflusse entgegen zu arbeiten.“

„Ich wüßte nicht, daß ich Veranlassung zu einer solchen Vermuthung gegeben hätte.“

„Nun, das bleibt sich gleich, und das Ziel bleibt dasselbe. Herr Baron, ich komme, um mich mit Ihnen zu vereinigen.“

„Jeder Freund ist mir willkommen, obwohl ich allerdings kein anderes Ziel habe, als das Wohl des Vaterlandes.“

„Ich habe jedoch einen Wunsch, Herr Baron.“

„Es würde mir eine Freude sein, Herr Hofmarschall, wenn ich im Stande wäre, denselben zu erfüllen."

„Durch den Herzog würden Sie meinem Cousin Adlerstjerna gewiß einen Platz im Gefolge der Prinzessin auf ihrer Reise in's Ausland verschaffen können."

Reuterholm versprach, zu thun was er vermochte, und der Hofmarschall versicherte ihm seine Dankbarkeit.

Aber Reuterholms Pläne hatten einen großen Feind an dem Wankelmuthe des Herzogs. So lange er durch die beredten, dunkeln Phrasen einer reichen Phantasie, dann und wann von einem Geisteblitze unterstützt, den Herzog exaltirte, ging dieser auf Alles ein, was Reuterholm vorschlug; aber sobald dem eine wirkliche Handlung folgen sollte, ... zögerte er, weil er zwar die Partei Gustavs III. haßte, aber sie zu gleicher Zeit fürchtete.

„Diese Partei," wiederholte Reuterholm oft, „will kaum die Gegenwart anerkennen. Sie lebt in der Erinnerung und der Hoffnung, in der Vergangenheit und der Zukunft. Wenn es möglich wäre, sie würde die Gegenwart über Bord werfen und uns sofort durch die Zukunft ersetzen. Vertheidigen Sie sich, mein Prinz, sonst wird man Ihre Rechte mit Füßen treten. Hat nicht Armfelt, Ew. Hoheit, schon gefordert, daß der junge König bei den Verhandlungen des Staatsraths zugegen sein solle?"

Bei diesen Worten verfinsterte sich das Antlitz des Herzogs.

„Blickt nicht das Volk auf ihn, als wenn er der einzige Vertheidiger und Freund des Königs sei ... und wir andern Alle Feinde des Monarchen?"

„So, das sagst Du?"

„Besuchen Sie die Straßen eines Abends ... und Sie werden hören und sehen."

„Aber mein Cousin selbst wünscht den Eintritt in den Staatsrath nicht. Ich glaube sogar, daß dieser Wunsch Armfelts ihn um einen Theil des Wohlwollens des jungen Königs gebracht hat. Uebrigens gestehe ich, daß ich es nicht gern sehen würde."

„Es wäre für Sie, mein Prinz, ein gefährliches Ohr im Staatsrathe ... wenn auch vielleicht nur in Betreff der Zukunft."

„Warten wir noch ein wenig, ehe wir uns entschließen. Man hat mir gesagt, daß Armfelt Urlaub wünscht, um diesen Sommer irgend ein Bad des Auslandes zu besuchen."

„Das hat man auch mir gesagt, aber ich glaube nicht daran."

Um endlich den Herzog dahin bringen zu können, daß derselbe eine bestimmte politische Stellung einnehme, wünschte Reuterholm nichts sehnlicher, als daß Armfelt irgend einen Schritt begehen sollte, durch welchen seine Absichten an den Tag kämen. Reuterholm beschränkte für den Augenblick auch seine Wirksamkeit darauf, daß er mit der größtmöglichsten Aufmerksamkeit jede Handlung

Armfelts auskundschaftete, indem er die Hoffnung hegte, endlich einmal dem Herzoge gegenüber einen Beweis seiner vielen Andeutungen und Verdächtigungen zu erhalten.

Vincent war dabei sein treuer Gehilfe. Endlich glaubten sie auch das gefunden zu haben, was sie suchten.

---

Es war schon wieder Frühling. Mit der Schneedecke wirft die Natur gleichsam eine Last voll Kummer von ihrem Herzen; mit dem Winteranzuge legt auch der Mensch einen Theil seines Kummers ab, den sie unter demselben getragen hat.

Die Abenddämmerung war bereits eingetreten. Nach allen Zubereitungen zu urtheilen, schien es, als beabsichtige Baron Armfelt diesen Abend eine größere Gesellschaft bei sich zu empfangen. Fröhlich und freundlich wanderte er durch die Zimmer, betrachtete Alles und theilte neue Befehle aus, wo solche von Nöthen waren. Der Freund und Günstling Gustavs III. bewohnte noch immer die prächtige nordwestliche Flügelwohnung des königl. Schlosses und diese war nicht allein schön, geräumig und bequem eingerichtet, sondern hatte auch mehrere heimliche Communicationsthüren mit dem Schlosse selbst.

Wir haben bereits erzählt, daß er mit Hedwig de la Gardie vermählt war. Diese Dame war bereits 31 Jahre alt. Sie war eine kleine, zarte, aber wohl-

proportionirte Figur, sie hatte kleine hübsche Hände und Füße, ihr Gesicht war aber nicht schön, jedoch war es durchaus nicht abstoßend oder im eigentlichen Sinne häßlich. Eine innere warme Neigung hatte sie nicht mit Armfelt vereint; sie war ruhig, ohne kalt, freundlich, ohne herzlich zu sein, und eine leidenschaftliche Liebe vermochte sie bei Armfelt nicht zu erwecken. Aber durch ihre reinen Sitten, ihr harmonisches Wesen, ihre treue Ergebenheit und die vernünftige Art und Weise, mit welcher sie Armfelts Unregelmäßigkeiten behandelte, gewann sie allmählig sein Vertrauen und seine Achtung in hohem Grade. Ihr Vater war der Oberkammerherr Graf Carl Julius de la Gardie; derselbe hatte sich und seine Familie durch Spiel ruinirt und Armfelts Gemahlin war von seiner Tante, einer Gräfin Ruth, erzogen.

Armfelts und Hedwig de la Gardie's Hochzeit richtete der König selbst aus; dieselbe wurde auf Drottningholm mit vieler Pracht begangen und unter andern durch ein prächtiges Turnier verschönert.

Gräfin Armfelt verzieh nicht allein ihrem Manne alle seine Thorheiten à la Don Juan, sondern sie kam selbst Fräulein Rudensköld mit Freundschaft und Wohlwollen entgegen. Ihr edles Wesen steigerte auch immer Armfelts Gefühle für sie, und allmählig hatte sie sich einen Platz in seinem Herzen erobert, von welchem kein anderes Weib sie zu verdrängen vermochte.

„Ich erwarte viel von diesem Abende,“ begann

Armfelt, indem er Platz neben Hedwig nahm, „und ich hoffe in Dir einen eben so ruhigen als verständigen Diplomaten wie sonst einen guten Bundesgenossen zu haben."

„Baue nicht zu sehr auf mich. Ich bin nur ein schwaches Weib, wenn es auch scheint, als wolltest Du Dich nicht immer dessen erinnern."

„Du darfst mich nicht mißverstehen, beste Hedwig. Ich bin in vielen Beziehungen schwächer wie Du; aber es ist ja nicht immer unsere Kraft, die uns liebenswürdig macht, sondern sehr oft in einem noch höheren Grade unsere Schwächen. Weißt Du wohl, daß ich Niemand lieb haben könnte, der nicht seine schwachen Seiten besäße."

Hedwig lächelte.

„Ich verstehe Dich, mein Herr Egoist, Du willst nur, daß ich eben so edelmüthig denken soll und Dich lieb haben ... weil Du Deine schwachen Seiten hast. Nun, wenn diese der Maßstab meiner Liebe wären, müßte ich Dich in der That bis zum Wahnsinne lieben."

Armfelt lächelte jetzt auch; Hedwigs Worte schmeichelten ihm beinahe, aber eine Thräne schimmerte in ihren Augen, die zu verwischen es nur einer herzlichen Umarmung Armfelts glückte. Sie lächelte jetzt wieder, indem sie aus einem alten Liede recitirte:

„Du keinen Löwen dir erziehe;
Doch hast Du es gethan —
So richt' dich hübsch nach seinen Launen. . . ."

Die Thür ging jetzt auf und die Kammerjungfer der Gräfin trat ein.

„Der Salon ist fertig," sagte sie, „man hat mich gebeten, es zu melden."

Armfelt warf einen freundlichen Blick auf das hübsche Mädchen, das Niemand anders war, als die lakonische Marie, deren Bekanntschaft wir im Anfange unserer Erzählung auf Lilieholm gemacht haben.

„Schön, Marie, ich werde gleich kommen!" sprach Armfelt, indem er sich erhob, seiner Gemahlin artig den Arm bot und sie in den Salon führte, um gemeinschaftlich mit ihr die Arrangements für den Abend nochmals zu überblicken.

„Diesmal begreife ich Deine Pläne nicht, Armfelt. Wozu z. B. soll dieser Vorhang dienen?"

Längs der einen Seite des Saales und denselben in zwei Hälften theilend, fiel nämlich in tiefen, reichen Falten ein seidener Vorhang herab. Der Tapezierer war soeben damit fertig geworden.

„Interessirst Du Dich für Politik?" frug Armfelt.

„Aus ganz natürlichen Gründen interessire ich mich für Alles, was Dich betrifft."

„Die wichtigen politischen Kämpfe der Gegenwart gelten Monarchie oder Volksherrschaft, die jetzigen Kämpfe in unserm Vaterlande wiederum einer kräftigen und klugen Regierung oder einer intriguanten, schlaffen und schwankenden; d. h. mit andern Worten: dem Könige

oder dem Herzoge, — Armfelt ... oder Reuterholm. In diesem Kampfe ist Rußland der natürliche Bundesgenosse der Monarchie. Es ist mir schmerzlich, dies anerkennen zu müssen, aber es ist unmöglich es zu leugnen. Du weißt auch, daß ich mich dem russischen Minister Grafen Stackelberg genähert habe, aber er will mich nicht hören."

„Nicht!"

„Indessen, er muß mich hören, und er muß unsere Stellung kennen. Kennt er einmal dieselbe, so wird er nicht gleichgiltig bleiben können, sondern sein Wort wird den jungen König zur Energie anspornen."

„Aber Du entfernst Dich von dem Gegenstande unsers Gespräches; eigentlich war die Rede von diesem Vorhange hier."

„Allerdings. Hier muß ein Spieltisch hingestellt werden ..." und er deutete auf eine Stelle ganz in der Nähe des Vorhanges.

„Ein Spieltisch?"

„Ja wohl. Sobald Graf Stackelberg eintritt, werden Franc und Aminoff ihm eine Partie Boston vorschlagen. Ehrenström wird zu gleicher Zeit innerhalb des Vorhangs ein Gespräch mit verschiedenen Freunden und andern Personen beginnen, die ich gleichfalls eingeladen habe."

„Ach, jetzt fange ich an Dich zu verstehen. Aber Du vergissest die Thür dort und den geheimen Gang, der

zu den königlichen Gemächern führt. Denke Dir, wenn es dem Herzoge ganz unvermuthet einfallen sollte, Dich zu besuchen?"

„Deine Bemerkung mag richtig sein, obgleich ich nicht glaube, daß wir einen solchen Besuch zu befürchten haben. Nichts destoweniger werde ich einen Posten ausstellen. Was sagst Du sonst von meinem Plane? Meine Absicht ist nur ... das wirst Du jetzt schon wissen ... Stackelberg zu zwingen, mich zu hören. Wenn das geschehen ist, will ich versuchen ihn dahin zu bringen, daß er mir zum Könige folgt, um denselben zu überreden, mit Bestimmtheit den Eintritt in den Staatsrath zu fordern."

„Du legst diesem also ein großes Gewicht bei?"

„Als ein Anfang ist es, glaube ich, von vieler Wichtigkeit."

„Und meine Rolle? Du sagtest, daß Du glaubtest, auf mich bauen zu können."

„Deine Rolle, beste Hedwig, wird ganz und gar diplomatischer Natur werden; Du sollst nämlich versuchen, die Aufmerksamkeit unserer übrigen Gäste von der andern Hälfte des Saales abzuziehen, vor allen Dingen Weißenburgs, weil ich glaube, daß er weit gefährlicher ist, als es den Anschein hat."

„Er ist ein Spaßmacher ..."

„Oder ein Schelm. Ich habe noch seit unserer letzten Zusammenkunft ein Ei mit ihm zu schälen. Aber denken wir jetzt an unsere Toilette."

Allmählig füllten sich jetzt der Saal und die Zimmer mit Gästen, unter diesen mehrere Mitglieder des Corps diplomatique, mehrere der ausgezeichnetsten Personen des Hofes und auch einige der einflußreichsten Bürger der Hauptstadt. An Repräsentanten der Kunst und Wissenschaft fehlte es auch nicht.

Es war damals nicht Mode, diese letzteren von der sogenannten höhern Gesellschaft auszuschließen. Gustav III. hatte Geist und Genie in alle Kreise der Gesellschaft eingeführt, und wenn auch die höhern Stände das Banner der Aufklärung nur als Aushängeschild betrachteten, welches man gezwungen war zu achten, weil man es nicht verachten konnte, so zeugte es wenigstens von Klugheit, sich nicht von Kunst und Wissenschaft abzusondern, und durch die Discussion gegen sie sich zu bewaffnen.

Als Weißenburg eintrat, warf er einen prüfenden Blick über die ganze Gesellschaft und fand Armfelt schon im Gespräche mit dem Grafen Stackelberg, und aus der Lebhaftigkeit, mit welcher sie sich gegenseitig äußerte, schloß er, daß der Gegenstand ihres Gespräches von Wichtigkeit sein müsse. Aber Weißenburgs Aufmerksamkeit entging auch nicht Armfelt, der ihn durch eine artige Bewegung in seine und Stackelbergs Nähe einlud.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, Herr Baron, eine Parthie Boston zu spielen, so hat Se. Excellenz die Ehre, Sie dazu einzuladen.“

Weißenburg spielte sehr ungern und Armfelt hatte

vorausgesehen, daß er sich entschuldigen würde. Franc und Aminoff erboten sich, statt seiner Graf Stackelberg zum Spieltische zu folgen.

Weißenburg war zu gut mit der der damaligen und man kann wohl sagen, aller Zeit Art und Weise vertraut, politische Intriguen zu betreiben, um nicht den Verdacht zu hegen, daß auch dies Souper eine solche verbarg. Er hatte sich auch mit dem Entschlusse eingefunden, ein wachsames Auge auf Alles, was geschah, zu richten. Armfelts Versuch, ihn den ganzen Abend am Spieltische zu fesseln, hatte seinen Verdacht nicht verringert.

„Sie lieben ja Musik, Herr Baron?“ frug Armfelt ihn.

„Sehr,“ antwortete er, „und wie sollte es auch anders sein, ich bin ja ein Deutscher.“

„Das ist für Sie kein Grund, musikalisch zu sein. Der Einzelne kann nicht immer alle die Eigenschaften der Nation besitzen, zu welcher er gehört. Ich hoffe indessen, Herr Baron, Sie heute auf gute Musik einladen zu können.“

Sobald Armfelt Weißenburg verließ, begab dieser sich in den Saal zum Grafen Stackelberg. Zu seiner Verwunderung bemerkte er hier den Vorhang, welcher einen Theil des Saales verbarg, aber die Gräfin unterbrach ihn in seinen Betrachtungen, indem sie sich ihm näherte und mit dem Wunsche in ein anderes Zimmer

führte, daß er etwas erfinden möchte, was die Gesellschaft amüsiren könnte.

Unterdessen war die Spielpartie des Grafen Stackelberg eröffnet.

Aminoff hatte einen solchen Platz erhalten, daß er Jeden erblicken konnte, der den Saal betrat.

Der muntere Greis Franc unterhielt das Gespräch.

„Sie haben wohl gehört, Excellenz, daß der Herzog eine du Barry erhalten hat. — Ich spiele.“

„Nein, das habe ich nicht, aber wohl habe ich gehört, daß Fräulein Slottsberg einen Ludwig XV. erhalten hat. — Ich passe!“

„Die Herzogin lacht und verzeiht ihm seine Sünden. Sie sieht wahrscheinlich ihren Verlust als sehr unbedeutend an. — Petit misère!“

„Man erzählt, daß Baron Reuterholm bereits der neuen du Barry seine Aufwartung gemacht hat. Sechs Stiche!“

„Ja, boshafte Menschen behaupten, daß er ihr Hausarzt sein wollte, daß er aber seinen Plan aufgab, als er ihr den Puls gefühlt hatte.“

„Reuterholm hat gewiß nicht wenig Geschick in Hauskuren.“

„Glauben Excellenz das?“

„Ich schließe es aus dem neuen Preßgesetze. — Verzeihen Sie, ich spiele.“

„Das ist eine Bauerkur, Excellenz.“

„Wenn er die Habeas corpus-Acte aufhebt, dann werden wir eine Pferdekur haben."

„Wissen Sie, was ich jedoch glaube?... Belieben Ew. Excellenz auszuspielen?"

„Nun....?"

„Daß Reuterholm weniger Arzt als Pflasterschmierer ist, und wir werden bald erfahren, daß er nichts zu heilen, sondern nur zu quacksalbern versteht."

„Es wäre eine Sünde um das hübsche Schweden, wenn es eine Regierung haben sollte, die nicht wüßte was sie wollte. — Ah, Sie spielen wie ein vorsichtiger General!"

„Wir werden bald sehen. — Der König behält den Stich!"

„Quacksalberei, meinen Sie.... Beet, meine Herren."

Ein harmonischer Strom rollte in diesem Augenblicke durch die Zimmer. Die hin- und herwogenden Gäste strömten jetzt nach dem äußern Saale, an der entgegengesetzten Seite der Wohnung gelegen.

„Das ist Mozarts Ouvertüre zur Zauberflöte."

„Welcher Zauber von Tönen! — Coeur im Trumpf!"

Der Vorhang bewegte sich jetzt leicht, und man hörte deutlich, daß mehrere Personen hinter demselben sprachen.

„Sie irren sich!" ertönte eine Stimme hinter dem Vorhange, laut genug, um am Spieltische gehört zu werden, aber doch so, als wenn der Mann, welcher sprach, gewünscht hätte, daß Niemand ihn höre.

Graf Stackelberg lauschte. Aminoff warf einen Blick durch die Thür in die andern Zimmer. Franc schien beunruhigt zu sein und machte einen Fehler nach dem andern. Es fiel Graf Stackelberg nicht ein, daß er der Gegenstand der Intrigue sein könnte, die jetzt um ihn herum gespielt wurde.

„Wenn Sie mir erlauben," fuhr die Stimme hinter dem Vorhange fort, „werde ich Ihnen die Sache auseinander setzen."

Und jetzt erzählte die Stimme, daß es über jeden Zweifel erhaben sei, daß Gustav III. mit Verdacht auf den Herzog und in Furcht für die Zukunft seines Sohnes starb und daß er deshalb nicht allein seinem Freunde, Baron Armfelt, seinen Sohn anempfohlen habe, sondern auch, gerade um Armfelts Einfluß zu vergrößern, denselben zum Oberstatthalter ernannt; ferner, daß das Codicill des Testaments zwar eine Regentschaft, aber unter den Augen des Sohnes und Nachfolgers und neben einem Staatsrathe einsetzt, dessen Discussionen und Entschlüsse der Zukunft schriftlich aufbewahrt und dem majorennen Könige vorgelegt werden sollten. Dies wollte der Redende um so eher wissen, als er selbst das Codicill gesehen, wenn dasselbe auch jetzt verschwunden, d. h. von Lagerbring an Reuterholm ausgeliefert sei. Der Herzog habe zwar, als er die Regierung übernommen, schriftlich erklärt, daß die von dem verstorbenen König ernannten Staatsräthe in Function bleiben, und Gustavs Pläne zur Ausführung

kommen sollten, aber diese Erklärung sei nur ein feines Mittel gewesen, das Codicill auf die Seite zu bringen.

Kein einziges Wort entging dem Grafen Stackelberg, dem der Gegenstand selbst zwar nicht fremd war, der ihn aber doch früher nie in dieser Weise dargestellt gehört. Er hätte Armfelt nicht hören wollen, weil dieser seine directe Einmischung gefordert hätte und er erst darüber die nähern Ordres seines Hofes abwarten müßte. Jetzt dagegen, wo die Sache zufälliger Weise berührt wurde, hörte er sie ganz gern.

Das Spiel wurde zwar nicht unterbrochen, aber es wurde natürlicher Weise mit weniger Aufmerksamkeit fortgeführt und namentlich Graf Stackelberg verlor eine Partie nach der andern. Die Musik im andern Saale fuhr fort, die Räume mit lieblichen Tönen zu erfüllen.

Auch die Stimme hinter dem Vorhange fuhr fort, und es schien, als würde sie immer deutlicher. „Mit welcher Langsamkeit," sprach sie, „wird nicht die Untersuchung gegen Gustavs Mörder betrieben; nachdem man Ankarström dem allgemeinen Mißvergnügen zum Opfer gebracht hat, wirft man einen Schleier über die Ereignisse und wagt nicht auf dem strengen Wege der Gerechtigkeit fortzufahren, aus Furcht, die eigenen Anhänger und Freunde zu compromittiren. Wie viele der von der öffentlichen Stimme angeklagten Personen gehen jetzt schon nicht wieder ein und aus im königlichen Schlosse? Ihre Absichten regieren das Land und der Herzog gehört ihnen.

Reuterholms Wiederkehr ist das Signal zum Kampfe ... zu einem Kampfe auf Leben und Tod zwischen den offenen, ehrlichen Freunden der Monarchie ... und der bizarren Politik, deren eine Arm dem Despotismus, der andere dem Jacobinismus gehört. Wir müssen die Monarchie retten, meine Herren. Unsere Ueberzeugung muß uns unsere Pflicht vorschreiben und Gustavs III. Wille muß erfüllt werden. Das Codicill, wenn es auch verschwunden zu sein scheint, muß in Folge der eigenen schriftlichen Versicherung des Herzogs zur Wahrheit werden, der junge König muß den Verhandlungen des Staatsraths beiwohnen und die von seinem glorwürdigen Vater ernannten Räthe müssen beibehalten werden."

„Ja, ja!" antworteten mehrere Stimmen.

„Gewaltsame Bewegungen erschüttern Europa. Reuterholm, dieser Torquemada und Marat unter derselben Maske, dieser Dubois des Herzogs Karl, wird diese Bewegungen auf unser Vaterland überführen, um uns dadurch zu vernichten und alsdann...."

„Alsdann ... alsdann...."

Graf Stackelberg lauschte immer mehr und mehr und spielte seine Karten, ohne darauf Acht zu geben, wie er sie spielte.

„Alsdann," fuhr dieselbe Stimme fort, „liegt Schwedens Schicksal unumschränkt in den Händen der Partei, die in einer Reihe von Jahren offen und heimlich dem Könige feindlich gegenüber gestanden hat."

„Sie haben Recht!" rief man.

„Und wenn man so weit gelangt ist, was ist dann der junge König weiter als ein unerfahrener Jüngling in den Händen einer mächtigen Fraction, ein Gefangener im eigenen Staate?"

Die Musik pausirte kurze Zeit; in der ganzen Wohnung herrschte ein tiefes Schweigen.

„Ich passe!" sagte Franc genirt und beunruhigt durch diese zufällige Stille.

„Boston!" fiel Graf Stackelberg ein, wahrscheinlich von demselben Gefühl geleitet.

Jetzt begann die Musik und auch die Stimme hinter dem Vorhange wieder.

„Damit man sich bei dieser Berathschlagung nicht auf meine Worte allein stütze, habe ich mehrere Personen hierher berufen, die durch ihre Stellung zum Volke im Stande sind, zu bezeugen, daß eine revolutionaire Richtung bereits im Volke vorhanden ist. Wollen Sie dieselben hören?"

„Ja wohl, allerdings!"

Die Musik strömte immer dreister und lauter durch die Zimmer.

Unter den Personen, die jetzt hinter dem Vorhange auftraten, befanden sich nur zwei, die uns von früher bekannt sind. Wir wollen auch unsere Aufmerksamkeit nur auf diese beiden lenken.

Die eine war Forster, der Freund des Brot-Genies

Alm, den wir seit seinem Auftreten auf Lilieholm nicht gesehen haben.

Der Leser dürfte sich noch erinnern, daß Armfelt ihn dort mit der Bitte entließ, er möchte sich Tags darauf bei ihm einstellen. Forster versäumte auch nicht, der Einladung nachzukommen und Armfelt hielt sein Versprechen, indem Forster ihn in der That mit Befriedigung verließ. —

Einer der schönsten Lebensträume Forsters war, selbst einen Keller zu bekommen und die Füße unter seinen eigenen Tisch zu setzen; und dieser Traum wurde weit eher verwirklicht, als er sich hätte träumen lassen.

Armfelt brauchte einen Mann im Volke, auf den er bauen konnte, und ein Kellerwirth ist in der Hinsicht wirklich der beste Kunde, den man erhalten kann.

Wenig politische Parteiführer standen sicher, wenn sie nicht ihren einen Arm auf solch einen Mann stützten.

Ein Kellerwirth bildet oft den Eckstein der politischen Bewegungen. Und der Keller ist der Heerd der Volksagitation, die Esse der Staatsumwälzungen. Was das Wort anfacht, entflammt das Glas; wenn man die Gesinnung einer Person ermessen will, ist die Flasche der Zollstab; will man neue Gesinnungen einimpfen, dann ist die Flasche gleichfalls ein vorzüglicher Gärtner. Die Geschichte spricht von Menschen, die über die Klinge gesprungen, sie könnte mit eben so vielem Grunde von denjenigen eden, die über die Flasche gesprungen sind.

Die schwedische Geschichte bietet wenigstens wichtige Beispiele von dem mächtigen Einfluß der Flasche. Bei mehreren unserer Reichstage ist die Flasche wahrhaftig der eigentliche Sprecher zweier unserer vier Stände gewesen, wovon auch die Chronique scandaleuse der Clubs mehr zu berichten weiß als' die Stände-Protokolle.

Armfelt brauchte sich nur wenig mit Forster abzugeben, um zu erfahren, daß dieser gerade der Mann sei, den er nöthig habe. Die Umstände begünstigten auch zufälliger Weise seinen Plan, indem einer der besuchtesten Keller der Hauptstadt um diese Zeit zu pachten war, nämlich der Opernkeller; und als Armfelt die nöthigen Mittel vorschoß, war die Sache bald in Ordnung. Wer war glücklich ... wenn nicht Forster? Alle die Pläne für die Zukunft, welche er auf Lilieholm durch die blauen Tabakswolken in seiner Phantasie gesehen, hatten sich schon verwirklicht. Sein Antlitz strahlte auch doppelt so fröhlich, als er seine eigene Pfeife stopfte und seinen eigenen Punsch mischte. Er hatte auch keine Wünsche mehr und doch legte sich eine Falte des Mißvergnügens zwischen seine hellen Augenbrauen.

Die Sache war ganz natürlich. Im Opernkeller waren lauter Kellner und keine Kellnerinnen, und Forster seufzte sogar mitunter laut auf, wenn er an die hübsche Marie auf Lilieholm dachte.

Aber wir lassen seine eigenen Pläne bei Seite und folgen ihm zu Baron Armfelt, wo er jetzt auftrat, um

einen kurzen Bericht über die Art und Weise abzugeben, wie das eigentliche Volk über die Dinge dachte und sprach.

„Das Volk,“ sagte er, nachdem er dazu aufgefordert worden, „ist unruhig. Man hat Verdacht, daß gewisse hochgestellte Leute ein falsches Spiel im Betreff der Mörder des Königs Gustav spielen, und daß deshalb nicht alle daran Betheiligten angegriffen werden, weil jene Leute sich selbst zu compromittiren fürchten. Man flüstert einander zu, daß der Polizeidirektor zu dieser Partei übergegangen ist.“

Graf Stackelberg blinzelte bei diesen Worten mit den Augen und ein unzweideutiger, aber schnell verfliegender Ausdruck des gesteigerten Interesses zeigte sich in seinem Antlitz.

Viele Worte des Zorns und des Mißvergnügens mit den Zuständen wurden bei Forsters Rede laut.

„Was habe ich gesagt?“ äußerte die Stimme, welche zuerst gesprochen hatte.

„Andererseits,“ fuhr Forster fort, „gewinnt die französische Revolution immer mehr Anhänger und man beabsichtigt eine neue Zeitung unter dem Titel „der Patriot“ herauszugeben.“

Die Musik tönte noch immer fort, aber am Spieltische hatte man nur Ohr für das, was hinter dem Vorhange geschah. Dort trat jetzt eine neue Person auf: Marie, die Kammerjungfer der Gräfin.

„Bevor ich Liliehołm verließ,“ erzählte sie, „hörte

ich dort, daß man die Absicht hatte, einen politischen Club zu stiften, an dessen Spitze der Kreishauptmann Nordell stehen sollte, woselbst man, wie sie sagten, den Bruderkuß einführen würde; aber ich weiß nicht, was man damit meinte."

„Wir wissen es desto besser."

„Und ferner wünschte man den Polizeidirector Liliensparre durch Norlin ersetzt."

„Der eine ist ein Schüler des andern ... es ist deutlich, worauf die Partei hinzielt."

Im andern Saale, in welchem musizirt wurde, befanden sich unter Andern nicht allein Armfelt und seine Gemahlin und Weißenburg, sondern auch Fräulein Rudensköld, Louise Posse und der *alte* jetzt den Argus spielenden Hofmarschall —n—. Die Musik schwieg und man hörte bereits, wie die Zuhörer auseinander gingen; aber die Baßstimme hinter dem Vorhange, erhob sich auf's Neue, indem sie davon sprach, eine Stütze, eine Rettung der Monarchie und des Throns zu finden, und Graf Stackelberg lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Ich kenne nur eine einzige Macht!" sprach die Stimme.

Aminoffs Auge hatte fortwährend den Eingang bewacht; jetzt näherte sich Jemand. Es war Armfelt, aber gleich hinter demselben trat Weißenburg ein. Aminoff gab sofort das verabredete Zeichen zum Schweigen hinter dem Vorhange; aber es war zu spät, denn in demselben

Augenblicke, als Armfelt und Weißenburg eintraten, fuhr die Stimme fort, indem sie sprach:

„Und diese Macht ist Rußland. Bei Rußland müssen wir Stütze suchen.“

Weißenburg hörte diese Worte, und ein Ausdruck der Befriedigung verbreitete sich unwillkürlich über sein Antlitz; er war jetzt wenigstens der Intrigue auf der Spur, die er zwar vom ersten Augenblicke an geahnt, aber nicht hatte entdecken können. Aber nicht allein die Worte, die er gehört, sondern auch die Mienen der Spielenden und Armfelts, die im ersten Augenblick nur unvollkommen ihre Verlegenheit verbargen, bestärkten ihn in seinen Schlüssen.

„Hier ist keine Zeit zu verlieren,“ dachte Weißenburg, und kehrte in die äußern Zimmer zurück, in der Absicht, seinen in der Vestibüle ihn erwartenden treuen Diener Cazal aufzusuchen.

Aber ehe er sich durch die Gäste drängen konnte, trat ihm Fräulein Rudensköld entgegen und bat ihn, ihr zu folgen.

„Ich habe keine Zeit, gnädiges Fräulein.“

„Aber Sie müssen....“

„In einem Augenblicke.“

„Nein, nein, jetzt gleich.“

Weißenburg schien sehr durch diesen Aufenthalt beunruhigt zu sein.

„Verzeihen Sie mir, aber ich kann Ihnen nicht gehorchen."

Und er entfernte sich eilig.

„Cazal!" rief er, als er sich im Vorgemache befand. „Du kennst den ersten Kammerdiener des Herzogs?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Nimm diesen Ring und übergieb ihm sofort denselben. Sage ihm, daß er ihn ungesäumt wieder dem Herzoge überreicht. Es ist wichtig, hörst Du?"

„Ja, Herr. Befehlen Sie sonst etwas?"

„Nein. Aber eile, fliege, wenn Du kannst. Der Herzog kennt die Bedeutung des Ringes."

Obgleich Cazal nicht mehr jung war, begab er sich doch schnellen Fußes auf den Weg.

Weißenburg kehrte nun mit einer lächelnden Miene zu Fräulein Rudensköld zurück.

„Erinnern Sie sich," frug sie ihn, „was Sie vor einiger Zeit mir und Armfelt wahrsagten?"

„Nein, mein Fräulein, dessen erinnere ich mich nicht mehr."

„Sie haben es vergessen... O, mein Herr, es ist unmöglich, so etwas gesagt zu haben und es wieder vergessen zu können. Sagen Sie mir aufrichtig, was denken Sie selbst über Ihre Wahrsagung?"

„Der Mensch denkt, Gott lenkt, mein Fräulein. Wissen Sie, was das Wichtigste ist, wenn Jemand wahrsagen will?"

„Nein, aber sagen Sie mir es.“

„Aber Sie glauben mir gewiß nicht, wenn ich es Ihnen sage.“

„Ich versichere, daß ich Ihnen glaube.“

„Ferner werden Sie vielleicht denken, daß es einfältig gesprochen ist....“

„Nein, nein!“

Er schien die Absicht zu haben, Fräulein Rudensköld's Neugierde zu erwecken und es glückte ihm allerdings.

„Was ist somit das Wichtigste, wenn man Jemandem wahrsagen will?“

„Das Wichtigste ist schwatzen, mein Fräulein, immer schwatzen; ich versichere Ihnen, das ist meine aufrichtige Ansicht.“

Fräulein Rudensköld wurde etwas verlegen bei dieser Erklärung, aber sie war klug genug, um zu lächeln.

„Es ist unläugbar, daß Sie die Welt von der fröhlichen Seite sehen, Herr Baron, und dazu haben Sie Recht; wenn man aber seinem Nächsten so böse Dinge prophezeit, wie Sie mir und Armfelt gesagt haben, dürfte es doch kein einfacher Scherz sein, denn, mein lieber Herr Baron, als solcher ist er beinahe grob.“

Fräulein Rudensköld, die Armfelts Wunsch kannte, Weißenburg von den innern Zimmern zu entfernen, benutzte den ersten besten Gegenstand, um ihn bei sich aufzuhalten. Weißenburg hatte auch jetzt nichts dagegen, nachdem er das verabredete Zeichen, den Ring, an den Herzog abge-

sandt hatte. Indessen warf er doch dann und wann unruhige Blicke in die innern Zimmer.

„Wissen Sie, was man eigentlich thut, wenn man wahrsagt?"

„Man sagt etwas voraus, was geschehen soll, entdeckt irgend etwas, was gleichfalls geschehen soll, man prophezeit mit Einem Worte."

„Ja, es erscheint vielleicht so, aber eigentlich zieht man nur Schlüsse aus dem, was schon geschehen ist. Ein Wahrsager braucht weder noch vermag er weiter in die Zukunft zu blicken wie alle Andere, er braucht nur mit klarem Scharfsinne einen Blick auf das vergangene Leben eines Menschen zu werfen und daraus gesunde Schlüsse zu ziehen. Das ist das ganze Geheimniß eines Wahrsagers."

„Aber, in Gottes Namen, was berechtigt Sie denn, uns so zu prophezeien, wie Sie gethan haben?"

„Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Wollen Sie die Güte haben, mir die Art und Weise zu erzählen, wie Baron Armfelt sich zum ersten Male die Aufmerksamkeit König Gustavs III. erwarb?"

„Sehr gern. Sie wissen vielleicht, daß Armfelt von der Cadetten-Akademie in Karlskrona zu einem der Garderegimenter in Stockholm versetzt wurde. Eines Tages hatte er die Wache auf dem Gustav-Adolphs-Platz. Zufälliger Weise erblickte er die Gräfin Löwenhjelm ... eine der drei Grazien, deren Schönheit der Dichter Kellgren Unsterblichkeit verliehen hat, über den Platz fahren; sofort

läßt er die Wache in's Gewehr treten und giebt ihr königliche Honneurs. Die Sache macht Aufsehen und wird Gustav III. rapportirt, der ihn zu sich rufen ließ und ihn frug, was eine so unerhörte Anmaßung zu bedeuten habe. „Majestät," antwortete Armfelt dreist, „ich hielt es für meine ritterliche Pflicht, der Majestät der Schönheit und Anmuth dieselbe Huldigung darzubringen, wie der Majestät im gewöhnlichen Sinne. Die Handlung und diese Antwort hatte für Armfelt allerdings zur Folge, daß er einige Tage im Arrest schmachten mußte; aber Gustavs III. Blick hatte seinen Mann gefunden, und von diesem Tage an war Armfelt Gustavs Günstling."

Während dieser Erzählung bemerkte Fräulein Rudensköld, daß Weißenburg immer unruhiger wurde und immer mehr lauschte; sie vermochte aber keinen Grund dazu zu entdecken und wußte nicht, wie sie sich diese Unruhe erklären sollte.

„Und diese Erzählung stimmt ganz mit der Wahrheit überein?"

„Ganz und gar."

„Nun, schon aus dieser einen Thatsache vermag ein Wahrsager mehrere Schlüsse zu ziehen, z. B., daß Baron Armfelt ritterlich, aber eigenmächtig, daß er ein großer Bewunderer der Damen, aber leichtsinnig ist. Weiß ich nun ferner, wie er z. B. Ihre Bekanntschaft gemacht hat...."

„Herr Baron!"

„Oder ich kenne die nähern Umstände bei seiner Ver-

heirathung, so erfordert es gewiß gerade keinen hohen Grad von Scharfsinn, um das Schicksal vorauszusehen, das ... Aber Sie halten nichts von Beispielen ..."

„Reden Sie, Herr Baron."

„... z. B. Sie, mein Fräulein, treffen könnte."

Der Gleichgiltigkeit ungeachtet, womit Weißenburg sprach, übten seine Worte einen außerordentlichen Eindruck auf Fräulein Rudensköld aus. Sie fürchtete ihn fast und wollte sich alle Augenblicke von ihm zurückziehen, wurde aber nichts desto weniger in seine Nähe gezogen. Es war, als hätte er einen mystischen Zauberkreis um sie gezogen, aus welchem sie nicht herauszutreten vermochte.

„Sie sagen, daß Sie mir prophezeien können, wohlan denn, thun Sie es ... ich bin auf das Schlimmste gefaßt."

„Blicke ich nun ferner auf Baron Armfelts politische Laufbahn," fuhr Weißenburg fort, und es schien, als habe er Fräulein Rudenskölds Wunsch ganz und gar überhört ... „und bemerke, wie dieselbe sich erweitert, mit welcher Dreistigkeit er sich ein hohes Ziel nach dem andern vorgesteckt hat, und welche schwindelnden Pläne seiner Seele entsprungen sind, untersuche ich nebenher die politischen Zustände, die jetzt eingetreten sind und sich täglich immer mehr geltend machen, dann wird es mir in der That nicht schwer, ihm sein Schicksal zu prophezeien."

Man hörte jetzt ein Gemurmel aus dem innern Saal. Weißenburg schwieg eine Weile ... als lauschte er.

„Das Genie, mein Fräulein, macht niemals Halt," fuhr er darauf fort. „Das Feuer der Phantasie ist nicht durch gewöhnliche Mittel zu löschen. Die Leichtigkeit des Baron Armfelt, große Pläne gleichsam in's Blaue hinein zu entwerfen, Pläne ohne Pole, Pläne ohne Schwerpunkt, Pläne, die man die fata morgana einer schönen Seele nennen möchte, diese Leichtigkeit wird sein Untergang sein. Baron Armfelt, mein Fräulein, wird nämlich, entzückt von dem Glanze seiner eigenen Träume, vorwärts stürzen, ohne zu bemerken, daß der Boden unter ihm wankt, vorwärts stürzen, sage ich, und .... stürzen. Die Wirklichkeit ist ein Problem bestimmter Quantitäten. Durch Hilfe derselben kann man jedwede Größe brechen, und um wahrsagen zu können, braucht man nur ganz einfach regula de tri zu verstehen."

„Und ich ..."

„Sie fallen mit ihm, weil Ihr Herz unauflöslich an sein Schicksal geknüpft ist. Das wird Ihre Strafe und Ihre Ehre sein."

„Meine Strafe!"

„Ihre Liebe ist der Welt gegenüber ein Verbrechen."

„Und meine Ehre?"

„Die Strafe wird Ihre Treue bezeugen, und die Treue ist die Macht, die wiederum Ihre Liebe mit der Welt versöhnen wird."

„Sie sind fürchterlich.“

„Die Wahrheit ist immer fürchterlich, wenn sie unter die Verwirrung tritt.“

Weißenburg erhob sich, um sich zu entfernen.

„Noch ein Wort!“ bat Fräulein Rudensköld, „rathen Sie mir, was ich thun soll?“

„Was Sie thun sollen?“ wiederholte Weißenburg und warf einen langen stummen Blick auf sie. „Sie sollen das Band zerreißen, das Sie an ihn knüpft.“

„Unmöglich!“ flüsterte sie und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Alsdann gibt es nur ein einziges Mittel, Sie zu retten.“

Sie blickte ihn forschend und ängstlich an.

„Reden Sie, reden Sie!“

„Sie müssen verstehen ...“

„Was muß ich verstehen?“

„Sie müssen zu sterben verstehen.“

Furcht und Entsetzen verscheuchte den letzten Blutstropfen aus ihren Wangen.

„Der Herzog kommt!“ ertönte es in diesem Augenblick aus dem innern Saale. Weißenburg lächelte und entfernte sich, um dem Fürsten entgegen zu treten. Louise, die Fräulein Rudensköld beobachtet hatte, führte sie in ein Seitenkabinet, woselbst sie ohnmächtig niedersank.

---

„Und diese Macht ist Rußland!" hatte die Stimme hinter dem Vorhange geäußert.

Graf Stackelberg fuhr zusammen, als er sein Vaterland nennen hörte.

Es liegt etwas Bezauberndes in dem Namen des Landes, an welches Erinnerung und Hoffnung uns knüpft, innerhalb dessen unsere Wiege gestanden, und woselbst wir auch wünschen, unser Grab zu finden, unter dem Schutze von dessen Größe, Glück und Ehre wir unsere eigene gegründet und gepflegt haben. Die Jahre verringern nicht die Vaterlandsliebe, wenn sie dieselbe auch ruhiger machen. Stackelberg war schon ein Greis, ein hübscher Greis, mit schneeweißen, nicht durch Puder, sondern durch Alter gebleichten Locken, aber nichts desto weniger klopfte sein Herz warm und jugendlich bei dem Klange des Namens, der Alles enthielt, was er lieb gehabt und liebte.

Von einem stolzen und angenehmen Gefühl ergriffen, erhob er den Kopf, begegnete aber Armfelts Blicke, der sich ihm genähert hatte.

Schweigend betrachteten sie einander eine Weile. Keiner von ihnen schien seinen Blick vor dem des Andern senken zu wollen.

Armfelt verweilte jedoch nicht lange im Zimmer, er entfernte sich gleich nach Weißenburg, indem seine Pflicht als Wirth ihn in die äußeren Zimmer rief.

Hedwig suchte Armfelt auf. Sie fühlte das Bedürfniß, seine Hand zu drücken, um sein Gesicht zu be-

obachten und zu sehen, ob die Freude, die aus demselben strahlte, wahr, oder nur eine Maske sei, unter welcher der Kummer oder das Mißvergnügen sich verbarg.

„Bist Du zufrieden, Armfelt?" frug sie.

„Alles geht gut, Hedwig, und ich habe somit keinen Grund, unzufrieden zu sein. Habe nur ein wachsames Auge auf Weißenburg."

„Fräulein Rudensköld beschäftigt ihn und scheint ihn nicht so bald wieder loslassen zu wollen."

„Ah, das ist schön!"

Es verstrich noch eine Viertelstunde. Armfelt befand sich in einem Gespräche mit dem alten Hofmarschall, als einer seiner politischen Freunde sich ihm näherte und ihm ein heimliches Zeichen gab, daß man mit ihm zu reden wünsche.

„Was gibt es?" frug Armfelt, als er sich bei dem Hofmarschall empfohlen hatte, „Du siehst ja erschrocken und aufgeregt aus."

„Komm, aber sofort! Der Herzog kommt!" flüsterte der Redende.

„Was sagst Du, der Herzog? Was heißt das? Sollte er ...?"

Als Armfelt eiligen Schrittes in den innern Saal trat, erhob Graf Stackelberg sich vom Spieltische. Er hatte ein Gemurmel hinter dem Vorhange und die Worte: „Der Herzog kommt!" vernommen. Und ohne daß er es selbst als eine scharfsinnige Entdeckung betrachtete, sah

er jetzt ein, daß die Ansichten, die man vorher dort ausgesprochen, wenigstens von Armfelt darauf berechnet waren, sein Ohr zu erreichen, und daß dieselben nicht allein zufällige Auseinandersetzungen einiger eingeladener Personen seien. Darüber fühlte er jedoch durchaus keinen Verdruß, indem es ihm freistand, sie gehört oder nicht gehört zu haben, je nachdem es sein Interesse erheischte. Aber er wollte in den Augen des Herzogs nicht als in einer nähern Verbindung mit den geheimen Intriguen betrachtet sein, die möglicher Weise am schwedischen Hofe gespielt wurden.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron, daß ich Ihnen den Weg vertrete, Sie werden aber einsehen, daß ich durchaus habe hören müssen, was hinter jenem Vorhange gesprochen wurde, und ich wünsche deshalb zu wissen, ob es mit Ihrem Willen geschehen ist."

„Es ist allerdings mit meinem Willen geschehen, Excellenz. Was Sie nicht von mir persönlich hören wollten, mußte ich — verzeihen Sie mir das bestimmte Wort — Sie zu hören zwingen."

„Und jene Ansichten, Herr Baron, sind dieselben etwas mehr, als Ihre persönlichen?"

„In einer bewegten Zeit, Excellenz, sind die Personen nichts, die Ideen Alles. Bleiben Sie deshalb nicht bei Denjenigen stehen, die gesprochen haben, sondern bei dem, was gesprochen ist."

„Wissen Sie, Herr Baron, daß der Herzog sich uns nähert?“

„Man hat es mir in diesem Augenblicke gesagt.“

Und Armfelt that einige Schritte auf den Vorhang zu.

„Sie sind gar zu dreist, mein Herr Baron. Sind Ihnen denn der argwöhnische Charakter des Regenten, Reuterholms Haß und das stete Sinken Ihres eigenen Einflusses unbekannt? Sie stehen auf einem Vulkan. Die geringste Unvorsichtigkeit, und Sie stürzen sich selbst und Ihre Freunde in einen Abgrund, aus welchem keine Macht Sie zu retten vermögen wird.“

„Noch ist es lange nicht so weit, Excellenz.“

„Was beabsichtigen Sie, Herr Baron?“

„Ich will meine Freunde aus einer gefährlichen Lage retten.“

„Und sich selbst stürzen, Herr Baron?“

„Das steht in Gottes Hand, Excellenz.“

Armfelt ergriff jetzt eine am Vorhange befestigte Schnur, zog dieselbe an, und der Vorhang trennte sich in zwei Theile. Eine Gruppe von Männern kam hierdurch zum Vorschein, und allerdings zeigte sich etwas Unruhe und Furcht in ihren Mienen.

„Excellenz,“ sprach Armfelt, „Sie erblicken hier einige Freunde der Monarchie, und zwar der Monarchie, der das Genie Gustavs III. Form und Leben gab.“

Die männlichen Gesichter, die Graf Stackelberg jetzt

erblickte, zeigten Entschlossenheit und Willenskraft, wenn auch eine zufällige Unruhe in ihren Mienen zu lesen war.

Etwas weiter im Saale zurück stand jedoch ein einziger Mann von einem ruhigen, stillen Aeußern. Seine hohe, breite Stirn zeigte von Verstand und Muth, sein fester, ruhiger Blick von Scharfsinn, der dunkle Schatten über seine Augen von starken Leidenschaften, die tief in seinem Innern arbeiteten, das breite Kinn und die blassen Wangen von Ausdauer und Energie. Dieser Mann war Ehrenström. Auf Armfelts Verwendung war er Privatsekretair des jungen Königs geworden, mußte aber bald, durch die Intriguen des Herzogs gedrängt, diese Stellung aufgeben, und zog sich auf ein kleines Landgut zurück. Man hat ihn mitunter als feige und furchtsam gezeichnet, er war aber vorsichtig und klug. Im Augenblicke der Gefahr war Niemand kälter als er, und jetzt noch ziemlich unbekannt, sollten doch die Handlanger der Gewalt eines Tages in seinem Scharfsinne eine Waffe finden, welche die Intrigue zum Schwanken brachte, die Verfolgung ihre geheimen Absichten an den Tag zu bringen nöthigte, und die Nachwelt zu einem andern Urtheil als die Gegenwart zwang.

Ehrenström war Staatsmann im höhern Sinne dieses Wortes. Armfelt schätzte seine Eigenschaften außerordentlich hoch. Schon erprobt von Gustav III. und glücklich in seinen Unternehmungen, übersah, vergaß und endlich verfolgte ihn jedoch die Vormundschaftsregierung.

Stackelbergs Blick ruhte mit Befriedigung auf ihm, er bewunderte den Geist und die Ruhe, die aus seinem ganzen Wesen sprach.

„Excellenz," fuhr Armfelt fort, als er bemerkte, welche Gedanken Stackelberg beschäftigten, „dieser da ist der Vertraute meiner Hoffnungen, die Stütze meiner Pläne, der Rathgeber meiner innersten Gedanken. An seinem Kopfe besitzt die Monarchie einen Diplomaten ersten Ranges, und an seinem Herzen die Revolution einen Feind, der zwar fallen kann, aber sich nicht übergibt."

Ehrenström blieb ruhig stehen, es schien sogar, als habe er die artigen Worte Armfelts nicht gehört. Seine Aufmerksamkeit war nach einer andern Richtung hin in Anspruch genommen, nach der Thür nämlich, von wo der Herzog erwartet wurde. Er glaubte nämlich schon Tritte in dem geheimen Gange zu hören.

„Der Herzog kommt," sprach er zu Armfelt, „was beabsichtigen Sie zu thun, Herr Baron?"

Als er sprach, erkannte man dieselbe Baßstimme wieder, die vorher so energische Worte hinter dem Vorhange geredet hatte.

Reuterholm und Vincent hegten beide den Verdacht, daß das Banquet bei Armfelt nur die Maske sei, hinter welcher eine politische Intrigue sich verbarg. Vincent übernahm es, die Verhältnisse zu erforschen ..,.. und Weißenburg stellte sich bei Armfelt ein. Kaum hatte die-

ser bemerkt, was geschah, als er, wie wir wissen, Cazal mit dem Ringe absandte.

Als der Herzog denselben empfing, hatte Reuterholm ihm bereits seine Bedeutung erklärt, und, von dem Polizeidirektor Liliensparre gefolgt, begab er sich durch den geheimen und finstern Gang nach Armfelts Wohnung. Dieser Weg war nicht gerade kurz, aber er war geheim.

Der Posten, den Armfelt auf Veranlassung Hedwigs in jenem Gange aufgestellt, hatte Ehrenström zeitig von der Ankunft des Herzogs benachrichtigt.

Armfelt sah das Unangenehme seiner Lage ein. Etwas eigentlich Gefährliches und noch weniger etwas Unrechtes, gar Verbrecherisches, hatte Armfelt zwar nicht unternommen, aber in der damaligen Zeit gehörten nicht allein Argwohn, sondern auch gesetzlose Verfolgungen zur Tagesordnung, weil es nämlich so mit den für den Augenblick herrschenden Interessen übereinstimmte. Bei der Stellung der Parteien einander gegenüber und mit Bezug auf die Pläne, die Armfelt beschäftigten, war es ihm von großer Wichtigkeit, selbst den geringsten Schimmer von Verdacht zu verhüten.

Graf Stackelberg war ein ausgezeichneter Staatsmann und ein guter Diplomat, aber in diesem Augenblicke ergriff ihn, aller Diplomatie zum Trotze, ein edles Gefühl. Er erblickte die mißliche Lage, in welcher seine Freunde sich befanden, und er glaubte, leichter als sie

ein Mißvergnügen von Seiten des Herzogs ertragen zu können. Eine edle Handlung war übrigens in diesem Augenblicke gar nicht verschwendet, dieselbe würde immer seinen Einfluß bei den Mißvergnügten steigern.

„Der Herzog kann nicht wissen, was hier geäußert worden ist,“ sprach er. „Nur Verdacht kann die Veranlassung des Besuches sein, womit er jetzt Baron Armfelt beehren wird. Meine Herren, ich werde zwischen Sie und ihn, zwischen Ihre und seine Interessen treten.“

„Verzeihen Sie, Excellenz,“ fiel Armfelt ihm in's Wort, „aber Sie vergessen Eins ...“

„Was denn ...?“

„Daß ich hier der Wirth bin.“

„Nun, was beabsichtigen Sie denn, Herr Baron?“

„Selbst dem Herzoge entgegenzutreten.“

„Und für immer Ihren und Ihrer Freunde Einfluß zu untergraben, damit Sie sich selbst des Scheins, das Einzige, was Ihnen vielleicht noch übrig geblieben ist, berauben.“

Ein Gemurmel des Beifalls lief durch den Saal, nur Ehrenström blieb stumm und ruhig, den Blick auf Armfelt gerichtet.

„Der Herzog wird unsere Gedanken in unseren Gesichtern lesen,“ sprach eine Stimme, „unsere Blicke werden uns verrathen.“

„Und Sie selbst, Herr Baron, mit einer Miene,

als wenn Sie so eben die Nachricht von einem Königsmorde erhalten hätten?"

„Und dieser Vorhang, der nur da zu sein scheint, um eine ganze Verschwörung zu verbergen?"

Immer näher und näher tönten indessen die Schritte des Herzogs. Das Mißvergnügen sprach sich auch immer deutlicher in den Gesichtszügen der Anwesenden aus. Armfelt sah, daß der Einfluß, den er auf seine Freunde besaß, auf dem Spiele stand. Vermochte er sie nicht zu retten, würden sie bloßgestellt, — er würde sie dann auch verlieren. Alle seine Pläne für die Zukunft standen in diesem Augenblicke auf einer Karte.

Von Liliesparre begleitet, eilte der Herzog über eine Treppe nach der andern in dem dunkeln nur hier und da von einer schwachen Lampe erhellten Gange. Reuterholm hatte sein Interesse erweckt und seine Seele angefeuert. So lange er noch keine wirklichen Beweise gegen Armfelt besaß, glaubte er mit demselben nicht brechen zu dürfen. Er wünschte jedoch nichts sehnlicher, als solche Beweise zu erhalten, die ihm der öffentlichen Meinung gegenüber das Recht geben könnten, sich einer Person zu entledigen, die ihn immer an das Zufällige in seiner Macht erinnerte. Reuterholm war es auch durch seine Beredsamkeit geglückt, ihn davon zu überzeugen, daß gerade jetzt der Augenblick da sei, um die Aufrührer zu überführen und sie in ihre eigene Grube zu stürzen.

Wir haben bereits angedeutet, daß Liliesparre sich

der Partei Reuterholms angeschlossen hatte. Dieser Liliesparre war ein höchst ungewöhnlicher und ausgezeichneter Mann. Zeitgenossen beschreiben ihn als einen Herkules, gleich kräftig und zermalmend, wie tüchtig und schlau, als einen Mann, der unter einem rauhen Aeußern die größte Geschmeidigkeit verbarg. Von seiner Stellung als juridischer Professor in Upsala war er von Gustav III., dessen Gunst er in hohem Grade besaß, nach Stockholm als Polizeidirektor berufen worden. In dieser Eigenschaft hatte er die ersten Nachforschungen und Untersuchungen in Betreff des Königsmordes geleitet, und man hat gewiß hauptsächlich seinem Scharfsinne und seiner Thätigkeit zu verdanken, daß die Untersuchungen bis zu dem Punkte gediehen, als sie eben waren. Aber nach dem Tode des Königs fügte er sich den Wünschen der neuen Regierung zu sehr, obgleich er dessen ungeachtet eben so wenig sich ihr vollkommenes Vertrauen, wie sie sich das seinige erwarb. Er besaß zu viel Selbstständigkeit, um ein bloßer Spielball in den Händen Anderer zu sein. In Vielem fügte er sich, nicht in Allem ... Liliesparre forderte immer Beweise und suchte auch selbst solche.

Der Besuch des Herzogs bei Baron Armfelt war somit nicht allein ein kluges Manoeuvre gegen eine vorausgesetzte Intrigue, sondern er war auch mit Gefahr verbunden.

Liliesparre war mit Grund von allen Parteien ge-

fürchtet, theils, weil er keiner von ihnen vollkommen angehörte, und theils seines entschlossenen und doch geschmeidigen Charakters wegen.

Wir haben gesagt, daß der Herzog sich näherte. Man hörte jetzt auch seine Tritte nahe der Thür. Es war nicht mehr ein dumpfes Echo im Gange, sondern deutliche, bestimmte Schritte.

Unruhig richteten Alle ihre Aufmerksamkeit auf Armfelt. Der letzte Augenblick war da, jetzt mußte er handeln.

Armfelts Augen rollten mit einem unerschrockenen Lächeln über die Versammlung. Sein schöner Kopf ragte hoch über dieselbe empor.

Von der Stelle aus, wo er stand, konnte er das Orchester im äußern Saale übersehen.

„Das Nationallied!“ rief er demselben zu.

Und von den ergreifenden Tönen des allerdings nur naturalisirten, vom englischen Grund und Boden übergepflanzten Nationalliedes: „Gott segne den König!“ begab Armfelt sich schnell entschlossenen Schrittes auf die Thür zu, durch welche man den Eintritt des Herzogs erwartete.

Die Blicke der Versammlung folgten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit.

Mit einer stolzen Bewegung öffnete er die Thür.

„Der Herzog!“ rief er mit sicherer, fester Stimme.

Die Anwesenden hatten sich unwillkürlich in zwei

Reihen an jeder Seite der Thür aufgestellt. Stackelberg allein war im Hintergrunde des Zimmers stehen geblieben.

Als der Herzog eintrat, verbeugten sich Alle ehrfurchtsvoll; Armfelt trat ihm offen und mit der zuvorkommendsten Artigkeit entgegen, und die Töne des Nationalliedes schmeichelten sein Ohr.

„Königliche Hoheit," begann Armfelt, „fürstliche Personen vermögen besser denn Andere in den Herzen ihrer Unterthanen zu lesen. Wenn ich nicht bereits diese meine Meinung vielfach bestätigt gefunden hätte, so würde dieser Besuch genügen, um mich davon zu überzeugen. Es ist nämlich der letzte Abend, Königliche Hoheit, an welchem ich meine Freunde in diesen Räumen, die mir die Freundschaft eines geistreichen und großen Königs öffnete, bei mir erblicke, indem ich morgen in meine neue Wohnung, das Palais des Oberstatthalters, einziehen werde. Ich wünschte auch, Eure Königliche Hoheit einzuladen, aber die Wolken, die seit lange auf Ihrer Stirn geruht hab:n, schienen mir nicht günstig zu sein, und mein Takt verbot mir, den Wünschen meines Herzens nachzukommen. Sie haben jedoch meine geheimsten Gedanken durchschaut, Königliche Hoheit, und ich und meine Freunde begrüßen Sie mit einem herzlichen: Es lebe der Herzog!"

Es war in diesem Augenblicke, in welchem Weißen-

burg Fräulein Rudensköld verließ und auf den Herzog zueilte.

Alles, was Reuterholm dem Herzog eingeredet hatte, verschwand in diesem Augenblicke, wie vom Winde verweht. Sich von der ehrfurchtsvollsten Huldigung umgeben sehend, vergaß er jeden vorher geschöpften Verdacht. Und als Gräfin Armfelt sich ihm näherte, erinnerte er sich kaum mehr, weshalb er eingetreten sei, sondern ging ihr entgegen, fast von der Artigkeit geblendet, die ihn überall in diesem strahlenden Kreise empfing.

Aber je zuvorkommender und artiger man sich zeigte, um so mehr wurde Liliesparre's Aufmerksamkeit angespornt.

Von seiner Kenntniß der politischen Charaktere der Anwesenden geleitet, studirte er die freien Nüancen ihres Mienenspiels. Aus jedem zweideutigen Blicke, aus jedem Worte zog er seine Schlüsse.

Es war gleichsam ein neues Leben in die Gesellschaft eingekehrt. Die Musik begann auf's Neue, und zwischen Haydns und Mozarts Meisterwerken braus'te die Conversation in fröhlichen, geistreichen Episoden dahin.

Während eines Quartetts begegneten sich der Herzog und Liliesparre.

„Reuterholm hat sich in Armfelt geirrt,“ flüsterte der Erstere. „Er bewegt sich zu sehr in den fröhlichen Genüssen des Lebens, um sich mit größeren gegen uns

gerichteten Plänen zu beschäftigen; oder was glauben Sie, Liliesparre?"

„Ich denke an Ihren höchstseligen Herrn Bruder, der eine Stunde vor dem Ausbruche der Revolution von 1772 sich damit beschäftigte, Stickereimuster für die Hofdamen zu zeichnen."

Während diese Worte in einem der äußern Zimmer gewechselt wurden, begegneten sich Armfelt und Stackelberg in dem innern Salon.

„Excellenz," sprach Armfelt, „jetzt geht mein Weg zum König. Folgen Sie mir? Man wird es nicht bemerken, wenn wir uns einen Augenblick entfernen."

„Nein, Baron, ich folge Ihnen nicht."

„Nicht ...? Wohlan denn, allein will ich im Namen einer mahnenden Vorsehung zu einem Kinde unter Königen reden, und hoffen, daß ich, wenn auch nur unterstützt von der Ergebenheit eines warmen Herzens, das ausführen werde, was kein Anderer unternehmen will. Das gemeinsame Interesse der nordischen Reiche wird eben so sehr meine Schritte leiten, wie das meines Vaterlandes."

„Ich will mehr thun, als Ihnen folgen, Herr Baron," fiel Stackelberg ein, als Armfelt geendet hatte, „ich will Ihnen diese Briefe übergeben."

Armfelt blickte ihn erstaunt an, während er zwei Schreiben aus den Händen Stackelbergs empfing.

Ein einziger Blick auf die Aufschrift sagte ihm, von wem sie seien.

„Von der Kaiserin!“ rief er in froher Ueberraschung aus. „Ah! eins an den König und eins an mich persönlich.“

„Beklagen Sie sich also nicht länger über Gleichgiltigkeit von meiner Seite. Sie sehen, daß auch ich thue, was ich vermag, wenn wir auch verschiedene Wege eingeschlagen haben.“

„Jetzt zum König!“

„Ich bleibe hier zurück, um Ihnen den Weg zu decken.“

---

## Zweites Kapitel.

### Majestäts-Verbrechen.

Der Mittelpunkt, um welchen die Parteien der damaligen Zeit sich in näheren oder entferntern Kreisen bewegten, war ein 14jähriger Jüngling.

Und wie war dieser 14jährige Jüngling?

„Ew. Majestät dürfen ferner kein Bajonnet-Exerciz hier im Zimmer anstellen," bemerkte Graf Gyllenstolpe, der damalige Gouverneur des unmündigen Königs, „Sie werden zuletzt die schöne Statue dort zerstören."

„Das ist es gerade, was ich beabsichtige."

„Aber Ew. Majestät werden gnädigst verzeihen, daß ich es verbiete."

„Ich bin Ihr König, was verbieten Sie mir?"

„Möge Gott mich strafen, wenn ich etwas Anderes als Ihr eigenes Wohl vor Augen habe. Ew. Majestät müssen sich vor allen Dingen beherrschen."

„Nein!“

„Sie machen sich selbst unglücklich.“

„Nein!“

„Sie machen Ihr Volk unglücklich.“

„Nein!“

Bereits als 3jähriger Kronprinz, während der Freiherr Frederik Sparre sein Gouverneur war, hatte Gustav IV. eine außerordentliche Neigung, Soldat zu spielen, und diese bei einem Kinde gewöhnliche, aber bei einem Manne ziemlich simple Neigung für's Exerziren, Marschiren, Trommelschlagen, überhaupt für das Mechanische und Untergeordnete des Kriegswesens, verschwand nicht mit den Jahren, sondern blieb eine Leidenschaft, die ihn sein ganzes Leben hindurch beherrschte.

Um die Zeit unserer Erzählung befand er sich auf dem Uebergangspunkte zwischen Kind und Mann; er war Knabe. Seine Umgebung im Allgemeinen unterstützte seine Neigungen, und die Verblendeten schmeichelten sich, ihn für eine glänzende Zukunft zu erziehen. Man erbaute kleine Städte und Festungen, einzig damit er sie bestürmen könnte. Aber gewöhnlich war doch seine Beschäftigung die eines Unteroffiziers, und die Rekruten mußten die jungen Pagen abgeben.

In dem Augenblicke, in welchem wir ihn dem Leser vorführen, steht er einem Pagen, einem leidenden, schwachen Knaben, mit einer großen Bärenmütze auf dem Kopfe und einem Gewehr in der Hand, commandirend gegenüber.

Das angeführte Gespräch zwischen dem Gouverneur und dem jungen Könige wird dem Leser schon gesagt haben, was geschehen war.

Gustav IV. Adolph war ein Exerzirmeister und doch war er furchtsam und feige. Militairische Uebungen waren seine vornehmsten Vergnügungen vom Morgen bis zum Abend, und dessenungeachtet konnte er kaum den Knall eines Pistolenschusses ertragen.

„Das Aengstliche und Furchtsame seines Charakters,“ äußerte Freiherr Sparre sich in seinen biographischen Bemerkungen über Gustavs Kinderjahre, „ist in einem hohen Grade zugegen und wird schwer zu bewältigen sein.“

Diese Eigenschaften wurden auch nie bewältigt.

Eben so sehr, wie er in seinem dritten Jahre sich vor den nächtlichen Schüssen des Wachtschiffes bei Drottningholm fürchtete, eben so sehr fürchtete er in seinem 30. Jahre die Kanonenschüsse bei Stralsund.

Schon als Knabe war er aufbrausend, heftig, gewaltthätig, und namentlich entwickelte er diese Eigenschaften, wenn er glaubte, daß man seine fürstliche Würde im Geringsten bezweifelte. Man hätte glauben können, er lebte nur, um darauf Acht zu geben, inwiefern man immer seine Aufmerksamkeit auf ihn richtete. Argwöhnisch lauerte er auf Vergehungen gegen seine Person, um über dieselben in Zorn zu entflammen und sie bestrafen zu können.

An dem blutigen Sterbebette des Vaters geschah

eine nicht unbedeutende Veränderung in seinem Charakter. Von dieser Stunde an zog er sich immer mehr in sich selbst zurück und wurde steif und verschlossen. Seine Heftigkeit brach seltener hervor, war aber dann auch um so gewaltsamer. Seine Hartnäckigkeit steigerte sich, sein Wille wurde Starköpfigkeit, seine Befehle gereizter, seine Wünsche unbiegsamer, und seine Forderungen drakonische Gesetze.

Gerechtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Worttreue waren nichts destoweniger hervortretende Eigenschaften bei ihm, wenn er nicht von seinem unglücklichen Gemüthe beherrscht war. Aber er besaß ein schwaches Urtheilsvermögen und begriff weder sich selbst noch seine eigene Stellung. Er stieg und sank unablässig und stand gewöhnlich entweder über oder unter dem Punkte, auf welchem er hätte stehen sollen. Bald war er hart und kalt, selbst in seinem Gerechtigkeitsgefühle, bald weich und schwach. Von der halsstarrigsten Heftigkeit sank er, von irgend etwas berührt, das entweder seine Sinne erschreckte oder sein Herz aufregte, bis zum Bitten und Verzweiflung herab. Er war eine Natur von Eis mit einem Theil eines Vulkans in ihrem Innern; er war von zwei Aeußerlichkeiten abhängig, ohne sie in seinem Kopfe temperiren oder in seinem Herzen versöhnen zu können; das Eis blieb Eis ... das Feuer blieb Feuer ... und gegenseitig auf einander einwirkend, verwandelten sie sich nur in Thränen. Er wollte das Rechte, vermochte aber nicht klar zu denken. Zweifel, Mißmuth, Furcht, Unruhe,

dreiste Wünsche und Unentschlossenheit, kurz, alle die Furien eines schwachen Charakters verbargen sich bei ihm hinter einem kalten, stereotypen Antlitz. Sein ganzes Leben schien eine fortgesetzte Ueberreizung, ein immerwährender Krampf zu sein, mitunter wie gewöhnlich von Schlaffheit und Mattigkeit unterbrochen. Er nahm keine Rathschläge an und gab keine Gründe: er stellte Alles auf die Spitze seines Willens, und dieser Wille war eine unklare Fieberphantasie.

Aber, genug hiervon.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

„Fällt's Bajonnet!"

Der Page fällte das Bajonnet.

„Die Spitze muß besser gesenkt sein. Beachte jetzt genau, was ich kommandire. Gewehr in Arm!"

„Ew. Maj. wollen nicht hören, was ich sage?" bemerkte der Gouverneur mit Unwillen.

„Nein."

„Dann muß ich Klage beim Herzog führen."

„Klagen Sie!"

Der Gouverneur entfernte sich verdrießlich.

„Fällt's Bajonnet! Marsch! Große Schritte! Vorwärts, marsch, marsch!"

Das Exerciz geschah in einem der äußern Zimmer, vor dessen Thür ein Trabant stets mit seinem Carabiner postirt war. Zufälliger Weise hatte an diesem Tage Döring die Wache dort.

Die Statue, gegen welche der Bajonnetausfall gerichtet war, stand in der Nähe der Thür. Sie war von Gyps und stellte Brutus in seiner Sterbestunde vor.

Der Page stürmte vorwärts, von Gustav mit gezogenem Degen gefolgt. Alles ging auch ganz gut, bis der Page sich in der Nähe der Statue befand, aber hier machte er ohne Kommando Halt und Gewehr in Arm.

Gustav wurde blaß vor Zorn.

„Weshalb bleibst Du stehen?“ rief er und lief auf den Pagen zu.

Der Page war klein und zart gebaut. Erschrocken, aber ohne von der Stelle zu weichen, starrte er Gustav an.

„Du antwortest mir nicht? Weshalb stehst Du?“

„Brutus schaut auf und nieder!“ antwortete der Page.

„Brutus war ein Verräther, ein Reichsverräther, ein Meuchelmörder, ich werde ihn zermalmen.“

Der Page schwieg.

„Achtung!“ kommandirte Gustav wieder. „Fällt's Bajonnet!“

Der Page blieb ruhig, Gewehr in Arm, stehen.

„Du gehorchst nicht?“

Er antwortete nicht.

Das langwierige, ermüdende Exercіz hatte ganz die Kräfte des schwachen Knaben erschöpft. Keuchend und ermattet vermochte er kaum sich aufrecht zu erhalten, obgleich das Gewehr nur ein leichtes war.

Obgleich Döring mit der Rechtschaffenheit und dem ritterlichen Gefühle eines Jünglings dem jungen Monarchen treu ergeben war, fühlte er sich doch unangenehm von der Art und Weise berührt, in welcher er den jungen Pagen behandelte, und ein Gefühl des Mitleids erwachte für diesen. Er ging auf seinem Posten auf und ab, aber es wurde ihm schwer, zu schweigen, und doch hatte er das Recht zu reden nicht. Das Gefühl, welches ihn beherrschte, war peinigend, und allmählig, wie Gustavs Zorn zunahm, wurden auch seine Schritte immer schneller.

„Bei Gott, ich werde Dich lehren, Deinem König zu gehorchen!" rief Gustav, bereit sich mit gehobenem Degen auf den Pagen zu stürzen.

Es war Döring unmöglich, ein unthätiger Zuschauer zu verbleiben.

„Majestät!" sagte er und trat zwischen den Pagen und den König. „Berühren Sie ihn nicht. Vergessen Sie nicht, daß Sie König und er nur ein Kind ist."

Gustav war eine wohlproportionirte Gestalt von etwas über mittlerer Größe, er hatte einen länglichen Kopf, eine offene, fast zu hohe Stirn, blaue Augen, blondes Haar, eine schlichte, edle Nase, einen festverschlossenen Mund, ein rundes, männliches Kinn, kurz: ein Oldenburg-Holsteinisches Familiengesicht, was auch Karl XII. durch seine Oldenburgische Mutter hatte. Das Auftreten des Königs war lebhaft, aber eigentlich mehr steif und feierlich, als kraftvoll und majestätisch. In seinem sonst

regelmäßigen Gesichte, welches sogar dann und wann, wenn er bei guter Laune war, schön genannt werden konnte, lag jedoch immer, selbst als er Mann geworden war, etwas Unreifes, etwas Unvollkommenes, Knabenhaftes, ein Fehler, den man in den Gesichtern aller alten Geschlechter findet, ein Etwas, was man einen Racen-Zug nennen möchte, in welchem das Bewußtsein vom alten Adel und das gespensterhafte Andenken früherer Herrlichkeiten so scharf eingeprägt sind, daß die Beschäftigung mit der Vergangenheit jede Lust und Kraft, in das gegenwärtige frische Leben einzugreifen, vernichtet.

Bei Dörings Worten war es gleichsam, als wüchsen die Augen aus Gustavs Stirn heraus.

Das größte Erstaunen drückte sich in seinem Gesichte aus. Seine Lippen preßten sich zusammen, sein Zorn war kalt und hart, wir möchten sagen, er war weniger in Zorn entbrannt als erbos't.

Er fühlte seine Würde tief verletzt, und dies war etwas, was er nie verzieh, wenigstens nie, so lange der Verdruß noch währte.

Döring fürchtete einen gewaltsamen Ausbruch, aber es war ihm unmöglich, sich jetzt zurückzuziehen, wenn aus keinem andern Grunde, so doch aus Mitleid mit dem Pagen. Wäre Gustav ein reifer Mann gewesen, so würde er weniger zu fürchten gehabt haben; hier stand ihm aber ein Jüngling gegenüber, in dessen unklaren Gedanken die Königsmacht ein Sakrament war.

Gustav wollte reden, seine Lippen zitterten, aber er vermochte kein Wort hervorzubringen, sondern stampfte nur zornig mit dem Fuße.

Endlich brachen die Worte hervor:

„Was unterfängst Du Dich? Wenn Du vergissest, daß Du einen König vor Dir hast, ich werde Dich daran erinnern.“

Und er hob den Degen gegen Dörings Kopf.

„Majestät!“ sprach Döring mit ruhiger, aber vorwurfsvoller Stimme.

Aber diese Worte waren nur neuer Brennstoff auf Gustavs wahnsinnigen Zorn. Er schien in denselben nur die Stimme eines Mentors zu hören und dies beleidigte ihn in einem noch höhern Grade.

„Verräther!“ rief er und wollte Döring einen Schlag mit der Klinge geben. Dieser griff aber zu rechter Zeit um die Mitte des Degens, Gustav verlor dadurch das Heft aus der Hand und war entwaffnet.

In der größten Raserei stürzte er jetzt auf Döring ein. Dieser hatte ein so gewaltsames Resultat nicht vorausgesehen, er kannte Gustav noch nicht; denn nicht seine Aeußerungen hatten diesen beleidigt, seine Raserei entstand dadurch, daß er es wagte, gegen seinen Willen aufzutreten.

Gustav wollte ihm den Carabiner entreißen.

„Wenn Ew. Maj. befehlen, überreiche ich Ihnen gutwillig meine Waffe,“ bemerkte Döring. „Aber richten

Sie lieber die Kugel gegen meine Stirn, als daß Sie diesen schwachen, müden Knaben schlagen."

Aber Gustav hörte seine Worte nicht, er ras'te, wie ein unartiges Kind ras't, und faßte dabei Dörings Carabiner in so unvorsichtiger Weise an, daß der Hahn gespannt wurde und der scharfe Schuß losging. Bei dem Knall des Schusses sprang Gustav vor Schrecken zurück, und Furcht und Entsetzen sprachen aus seinem blassen Antlitz. Döring hielt noch den Carabiner in der Hand.

Der Knall hallte in den nächsten Zimmern wider, und weder der König noch Döring oder der Page hatten sich von ihrem Schrecken erholt, als schon mehrere der dienstthuenden Hofcavaliere hereinstürzten. Unter diesen befand sich auch Adlerstjerna. Mit einem einzigen Blicke glaubte er die Scene aufzufassen, die er vor sich sah, und während die Uebrigen Gustav zu Hilfe eilten, stellte er sich Döring zur Seite.

„Wache!" rief er den Trabanten in dem andern Zimmer entgegen. Die Wache trat ein.

„Eine entsetzliche Gefahr scheint Ew. Maj. bedroht zu haben," sprach er weiter.

„Ja, ja!"

„Befehlen Ew. Maj. Dörings Verhaftung?"

„Ja."

Der König vermochte noch immer kaum zu reden, noch weniger klar zu überblicken, was geschah.

„Sie haben den Willen des Königs gehört: Verhaften Sie hier den Trabanten Döring.“

Dieser beobachtete ein vollständiges Schweigen. Hier war nichts zu sagen. Um Adlerstjerna's Lippen spielte ein feines, ironisches, feindliches Lächeln.

Vincent hatte Recht, dachte Döring, ich habe in ihm einen gefährlichen Feind.

Als Döring das Zimmer verließ, warf er noch einen Blick zurück. Adlerstjerna betrachtete ihn höhnisch, Gustav dagegen that einen schwankenden Schritt, blieb aber unschlüssig wieder stehen. Die Bewegung hatte den Anschein, als hätte er etwas sagen wollen.

„Befehlen Ew. Maj. sonst etwas?“ frug Adlerstjerna.

Der König schwieg. Seine Gedanken schienen jetzt anderswo zu sein, als bei seiner Umgebung. Sein Zorn verschwand bei dem Schrecken, als der Schuß knallte, und der Schrecken verschwand wiederum, als Döring abgeführt wurde. Unruhe, Mißvergnügen, Zweifel und Vorwürfe kreuzten sich jetzt in seinem Innern.

„Befehlen Ew. Maj., daß wir uns entfernen?“

„Gehen Sie.“

Der Page aber erhielt einen Wink zu bleiben.

Als Gustav sich allein mit dem Pagen erblickte, näherte er sich diesem freundlich.

„Habe ich Unrecht gehandelt?“ frug er. „Sprich Deine Meinung aus und fürchte nichts, ich bin jetzt

wieder gut. Lüge nur nicht, Du weißt, ich vertrage die Lüge nicht. Nun, hab' ich Recht oder Unrecht gethan?"

„Unrecht!" antwortete der Page mit zitternder Stimme.

Gustav ging einige Male auf und ab im Zimmer; darauf blieb er wieder vor dem Pagen stehen.

„Warum gehorchtest Du mir nicht, als ich Dich kommandirte, die Statue dort anzugreifen? War es aus Furcht vor Gyllenstolpe?"

„Nein!"

„Aus welchem Grunde widersetztest Du Dich meinem Befehle?"

„Es kam mir vor, als ob er mich anblickte."

„Döring oder wer?"

„Nein, Brutus."

Wiederum ging Gustav im Zimmer umher.

„Kennst Du Döring näher?" frug er darauf.

„Nein."

„Was denkst Du von ihm."

„Daß er ein braver Jüngling ist."

„Warum?"

„Weil er den Schwachen vertheidigte."

„Aber mich liebt er nicht!"

„Ach ja, Majestät."

„Wie so? Wie weißt Du das?"

„Weil er schwieg, als er abgeführt wurde."

Und als wenn er über die Worte des Pagen nach-

sann, kreuzte Gustav die Arme über die Brust und ging wiederum im Zimmer auf und ab.

„Döring unterfing sich jedoch, mir zu trotzen. Er entriß mir den Degen.“

Der Page schwieg.

„Rede, ich will, daß Du sprichst.“

„Ew. Maj. verloren selbst den Degen, als Döring ihn erfaßte.“

Der König runzelte die Stirn.

„Aber den Schuß, den er abfeuerte?“

„Er war nicht Schuld daran.“

„Du meinst, ich habe es selbst gethan?“

„Ja.“

Gustav maß wieder das Zimmer mit großen Schritten. Er schien zu überlegen, aber, da er kalt und verschlossen war, konnte man unmöglich seine Gedanken ergründen.

„Sage Adlerstjerna,“ befahl er nach einer Weile, „daß er hereinkommt.“

„Wo sind alle diejenigen, die so eben hier im Zimmer waren?“ frug er Adlerstjerna, als dieser eintrat.

„Im Vorzimmer, Majestät.“

„Hat noch Niemand sich entfernt?“

„Noch Niemand.“

„Sage ihnen Allen, daß es mein Wille ist, daß man das tiefste Schweigen über das, was hier geschehen ist, beobachtet.“

„Ich verstehe nicht recht die Meinung Ew. Maj.“

„Sage ihnen, daß, wenn Jemand ein einziges Wort zu reden wagt, so daß das Ereigniß mit dem Schusse bekannt wird, ich wissen werde, es früher oder später zu bestrafen."

„Aber die Sache muß ja untersucht werden, Maj."

„Das wird meine Sache sein ...."

„Es muß öffentlich darüber gerichtet werden."

„Das ist auch meine Sache!"

„Aber ...."

„Schreibe die Namen derjenigen auf, die vorher hier im Zimmer waren, und gieb mir morgen das Papier. Ich mache Einen für den Andern verantwortlich, daß das Ereigniß ein Geheimniß bleibt."

„Aber der Herzog ....?"

„Du hast meinen Willen gehört!"

Adlerstjerna hatte schon von der Rache an Döring genossen. Er begriff indessen nicht die Absicht des Königs bei der Verheimlichung der Sache, ahnte aber, daß sie zu Dörings Vortheil sei, und wollte nochmals versuchen, die Träume seiner Eigenliebe aufrecht zu erhalten.

„Ist es die Absicht Ew. Maj., Döring ohne Weiteres freizugeben? — Es ist den guten Unterthanen keine Aufmunterung, wenn die schlechten nicht bestraft werden."

„Ich weiß, was ich zu thun habe."

Der Ausdruck in Gustavs Gesicht war zweideutig. Man konnte aus demselben die beliebigsten Schlüsse ziehen.

„Ew. Maj. werden ihn also bestrafen?"

„Ich will allein untersuchen, richten und strafen; allein, hören Sie?"

Adlerstjerna glaubte jetzt Gustav zu verstehen und sogar ein wichtiges Vertrauen von dem sonst so unzugänglichen Fürsten zu erhalten. Er vermochte kaum seine Freude zu verbergen.

„Majestät," sagte er, „wenn ich Sie recht verstehe, wollen Sie nicht allein das Verbrechen bestrafen, sondern Sie wollen auch die beleidigte Majestät rächen. Wenn Sie einen Mann nöthig haben, so befehlen Sie über mich."

„Ich werde daran denken. Führe jetzt meine Befehle aus."

„Ich gehe."

Adlerstjerna besaß viele gute Eigenschaften. Er hatte einen tapfern, unerschrockenen und entschlossenen Charakter; rechtschaffen und pünktlich in der Erfüllung seiner Pflichten, war er eigentlich von Allen geliebt, wenn auch vielleicht Einzelne das Sarkastische seines Wesens fürchteten. Aber er hatte ein blindes Vertrauen auf sich selbst und verzieh keine Beleidigung. Eine Reihe von Jahren hatte er Louisen als eine Eroberung betrachtet, die nur ihm gehörte, und, wenn auch ohne es zu wissen, hatte Döring zu tief in seinen ganzen Lebensplan eingegriffen, um nicht einen Feind der unversöhnlichsten Art in ihm zu erhalten. Adlerstjerna wünschte nichts Höheres,

als sich das Vertrauen seines Königs zu erwerben und Döring, gleichviel in welcher Weise, zu beseitigen.

Der Page war noch immer im Zimmer bei Gustav.

„Du sagtest, daß Brutus Dich anblickte?“ begann Gustav wieder, „was meintest Du damit?“

„Nichts weiter, als was ich sagte.“

„Sein Auge ist ja nur ein Stück Gyps?“

„Aber der Gyps scheint zu leben.“

Der König strich mit der Hand über die Stirn, als wollte er eine dunkle Ahnung oder ein unklares Phantasiebild verjagen.

„In welcher Weise glaubst Du, daß ich Döring bestrafen muß?“

Der Page warf sich dem König zu Füßen.

„Begnadigen Sie ihn, Majestät. Gnade!“

Das blasse, leidende Knabengesicht blickte Gustav mit so viel bittender Herzlichkeit an, daß auch eine Regung von Herzlichkeit im Angesichte des Königs sich spiegelte; aber er blickte weg, und als er sich wieder umwandte, war er kälter als vorher.

„Verlaß mich!“ befahl er dem Pagen.

Als der Page sich entfernt hatte, verriegelte Gustav die Thür.

„Jetzt bin ich also allein,“ sagte er, „ganz allein. Nur Brutus ist anwesend.“

Er kreuzte die Arme und stellte sich der Statue gegenüber.

„Man hat mir nicht gehorchen wollen, weil man sich von Deinem Anblicke gelähmt fühlte.“

„Durch die Zeiten zieht sich eine ewige Königssage .... zieht sich neben derselben wohl auch der blutige Faden einer Brutussage?“

Er sank in einen Stuhl nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Mein Vater, mein unsterblicher Vater!“ rief er aus, indem er schnell vom Sitze emporsprang. „Schlich sich nicht auch der blutige Brutusschatten um Deinen Thron, bis der Schatten eine Wirklichkeit ward? Schleicht er sich nicht um alle Throne, auch um den meinigen? Fort! in dem Schatten verbergen sich die Intriguen; unter der Maske des Domino verbirgt sich der Meuchelmord. Der Dolch, der Gyps in der Scheide ist, verwandelt sich vielleicht in blanken Stahl, wenn er herausgezogen wird. Fort, fort, Brutus! wer hat Dich hierher gestellt? In der Nähe des Thrones ist Dein Platz nicht.“ Und Gustav stürzte auf die Statue zu, daß dieselbe umfiel und zerbrach.

„Ich will Deinen Kopf, Deinen Arm, Deinen Dolch zertreten,“ sprach er, während er buchstäblich that was er sagte.

„Morgen wird man von Dir nur eine Handvoll Staub vorfinden, Staub, den die Winde fortwehen und in alle Welt zerstreuen werden.“

Er beugte sich nieder und nahm eine Scherbe der

Statue auf, die nicht so klein zertreten war als die übrigen.

„Sonderbar! das Auge ist noch ganz," sprach er. „Ich werde dies Auge aufheben .... und versuchen, ob man noch sieht, wem es gehört hat. Das wäre sonderbar."

Und er warf sich wieder auf den Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Wie ist es wohlthuend, allein zu sein!"

Er schwieg und hing seinen Gedanken nach. Die Lichter warfen lange, schwache Flammen im Zimmer umher. Es war bereits Abend. Mehr denn eine Stunde blieb er ruhig auf seinem Platze sitzen, ohne zu bemerken, daß die Zeit verstrich.

Aber nun ging leise eine Tapetenthür in der Wand auf und eine hohe männliche Gestalt trat mit leisen Schritten in's Zimmer. Spähend blickte derselbe um sich. Bald bemerkte er Gustav, dessen Kopf noch in der Hand ruhte. Er blieb stehen und betrachtete ihn. In diesem Augenblicke schlüpfte ein tiefer Seufzer über die Lippen des Königs. Der Mann näherte sich ihm.

„Mein König!" sprach er, als er neben ihm stand.

Gustav fuhr zusammen und blickte auf.

„Bist Du es, Armfelt," sagte er, „ich dachte gerade jetzt an Dich."

„Sie dachten an mich?"

„Thut ein König Recht, Armfelt, wenn er verzeiht?"

„Er handelt alsdann edel."

„Aber wenn ein König sich selbst vergangen hat, darf er dann auch verzeihen?“

„Um so mehr wird es dann seine Pflicht sein.“

„Braucht ein König sich nicht zu schämen, wenn er einen begangenen Fehler eingesteht?“

„Niemand braucht sich zu schämen, wenn er tugendhaft und gerecht ist.“

„Aber ist es nicht einem König gefahrbringend, Anderen gegenüber zu gestehen, daß er gefehlt hat? Verliert er nicht dadurch an seiner Würde?“

„Im Gegentheil, jede edle Handlung erhöht immer seine Würde. Jeder kann fehlen, aber nur der edle Mensch gesteht seinen Fehler ein.“

„Aber in welcher Art und Weise muß denn ein König seinen Fehler eingestehen? Soll er flehend einen Unterthan um Verzeihung bitten?“

„Es würde ihn durchaus nicht herabsetzen; aber ein ergebener Unterthan fordert es nicht.“

„Was fordert er denn?“

„Ein König hat so viele Gelegenheiten, einem Unterthanen sein Wohlwollen zu bezeigen, daß er kaum der Worte bedarf.“

„Aber wenn der König nur ein König dem Namen nach wäre?“

„Er ist König, insofern er nur entschlossen ist.“

Als Armfelt Stackelberg verließ, begab er sich auf demselben Wege, den der Herzog so eben passirt war,

zum König. Noch aus den Zeiten Gustavs III. besaß er den Schlüssel zu der nur Wenigen bekannten heimlichen Tapetenthür, durch welche er zu seinem jungen Monarchen eintrat. Armfelt fand denselben in der besten Stimmung, die er wünschen konnte. Gustav hörte ihn, wie es Armfelt schien, aufmerksam an und ging ohne Gegenbemerkungen auf alle seine Wünsche ein. Als Armfelt das Schreiben der Kaiserin überreichte, empfing er dasselbe jedoch ohne ein Zeichen der Freude. Armfelt war aber selbst zu erfreut, um die Zerstreuung des Königs zu bemerken; die politischen Pläne, die seine Gedanken beschäftigten, nahmen ihn ganz in Anspruch. Er sah schon das Codicill des Testaments Gustavs III. zur vollen Geltung gelangt und sich und seine Partei stark und immer ihren Platz im Staatsrathe durch den Eintritt des Königs daselbst behaupten.

„Ew. Majestät versprechen mir also die Anerkennung des Codicills energisch zu fordern?“

„Ja, ja!“

„Und somit in Betreff Ihres Eintritts in den Staatsrath nicht nachgeben zu wollen?“

„Nein!“

Armfelt, der nicht wußte, was sich so eben ereignet hatte, bemerkte nicht das Schlaffe und Matte der Antworten, die er erhielt, sondern lenkte seine Aufmerksamkeit nur auf deren Inhalt.

„Wenn ich Ew. Majestät rathen dürfte, sollten Sie

doch noch eine kurze Zeit ein passives Schweigen beobachten und erst dann Ihren Willen geltend machen, wenn Ihre Freunde bei irgend einer Veranlassung in größerer Anzahl um Sie versammelt sein werden. Dadurch würde Ew. Majestät eine Stärke erhalten, wodurch Sie noch sicherer Ihre rechtmäßigen Forderungen durchsetzen können."

„Wie Du willst, Armfelt, ich werde warten."

Seit lange war Armfelt nicht glücklicher gewesen. Alle seine Wünsche schienen jetzt schon erfüllt zu sein. Und was war natürlicher, als daß er sich das Verdienst dieses Gelingens anrechnete und einen neuen Beweis des Auffassungsvermögens und der ausgezeichneten Eigenschaften des jungen Königs zu besitzen glaubte. Als er wieder zu seinen Gästen zurückkehren wollte, hielt Gustav ihn zurück.

„Ich möchte Dir eine Frage thun, Armfelt," begann er; „kannst Du mir sagen, was das hier ist?"

„Das ist ein Stück Gyps."

„Das scheint mir auch," lächelte Gustav befriedigt, „Du siehst weiter nichts als ein Stück Gyps?"

„Aber es ist gleichsam Feuer in diesem Stück."

„Feuer?"

„Es ist Leben in ihm."

„Leben?"

„Man glaubt fast eine Drohung darin zu lesen."

„Eine Drohung?"

„Majestät, es ist ja ein Auge."

„Du sagst, daß es ein Auge ist?“

„Ganz gewiß. Es ist in der That ein Auge.“

„Kannst Du mir vielleicht auch sagen, wem das Auge gehört hat?“

„Es liegt Muth, Haß, Rache, viel Leidenschaft und selbst Verzweiflung in seinem Ausdruck. Ich kann nicht recht sagen, welche Leidenschaft hier die hervorstechendste ist. Nach dem Ausdrucke zu urtheilen, hat es dem Bildniß eines großen Mannes angehört.“

„Welche nennst Du denn groß?“

„Alle diejenigen, die zum Frommen der Menschheit große Thaten ausgeführt haben.“

Gustav stützte auf's Neue seinen Kopf in die Hände.

„Wünschest Du zu wissen,“ sprach er nach einer Weile, „wessen Auge Du hier bewundert hast?“

„Nun, Majestät?“

„Du hast gesagt, daß Feuer und Leben in diesem Auge liegt.“

„Ja.“

„Kennst Du dies Feuer und dies Leben wieder?“

„Nein.“

„Es ist dasselbe, das in Ankarströms Auge flammte, als er meinen Vater meuchlings ermordete.“

„Was höre ich?“

„Es ist ein Brutus-Auge.“

Armfelt wollte reden, aber der König hörte ihn nicht mehr.

„Laß mich allein!“ sagte er.

Und Armfelt, der, aus Furcht, von seinen eigenen Gästen vermißt zu werden, nicht länger zu zögern wagte, entfernte sich sofort.

Gustav blieb noch eine Weile sitzen, nachdem Armfelt hinter der Tapetenthür verschwunden war.

„Man ist König, insofern man nur entschlossen ist,“ sprach er. „Wohlan, ich will entschlossen sein.“

Er warf einen Mantel um seine Schultern, untersuchte noch ein Mal, ob die Thüren ordentlich verriegelt waren, und begab sich darauf hinaus durch die kleine Tapetenthür. Er nahm jedoch nicht denselben Weg wie Armfelt, sondern öffnete eine andere geheime Thür, die auf die große Treppe führte, auf welcher er vorsichtig um sich blickte, darauf in den Schloßhof und durch diesen in die Wache eilte.

„Folge mir,“ befahl er dem Offizier, „auf das Zimmer, in welchem Döring sich befindet. Aber sofern meine Freundschaft Dir lieb ist, so verrathe Niemandem meinen Besuch hier.“

Der König trat bei Döring ein.

---

Froh und stolz wie ein Sieger kehrte Armfelt zu seinen Gästen zurück. Nur Liliesparre und Weißenburg hatten seine Abwesenheit bemerkt; aber diese kannten ein=

ander nicht genug, um sich Mittheilungen über das zu machen, was um sie her geschah. Reuterholm war nicht Derjenige, der zu gleicher Zeit mehrere Personen ganz in seine Pläne einweihte. Er ging still und verschlossen auf sein Ziel los. Er hatte zwar Vincents Plan angenommen, Armfelt mit passiver Vorsicht entgegenzutreten, aber er war deshalb doch kein unthätiger Zuschauer.

Alle diejenigen, die daran ein Interesse hatten, die nähern Umstände bei der Ermordung Gustavs III. auf sich beruhen zu lassen, waren Armfelts natürliche Feinde, und diese trugen wiederum Reuterholms Namen auf ihrer Fahne, ohne daß weder er noch diese es immer selbst wußten. Reuterholm war nicht der Erste, der gegen Armfelt die Anklage erhoben hatte, daß er das Volk zu Gewaltthätigkeiten gegen die Mörder Gustavs reizen wollte. Die Anschuldigung war von andern Seiten gekommen.

Die Partei hatte Liliesparre zu dem sichtbaren Führer bei einem Ausfall erwählt, und die Wahl dieses entschlossenen, unerschrockenen und zugleich schlauen Mannes war um so mehr, weil er Polizeidirektor war, eine kluge; aber es handelte sich noch immer darum, ihn dahin zu bringen, daß er selbst an die Richtigkeit der Anklage glaubte. Liliesparre hatte sich offen an Reuterholm gewandt, um mit ihm zu berathschlagen, aber Reuterholm

hatte ihm mit zweideutigen Phrasen geantwortet, und als Liliesparre gemeinschaftlich mit dem Herzog bei Armfelt auftrat, hielt er somit in seiner Hand die Lunte, welche die Mine anzünden sollte. Aus dem, was sein spähender Blick diesen Abend sah, glaubte er nun auch genügende Gründe für die Anklage gegen Armfelt zu ziehen.

Der Leser weiß jedoch, daß ganz andere Pläne Armfelt beschäftigten.

„Es ist mir geglückt," flüsterte Armfelt Graf Stackelberg zu, als sie sich wieder im Saale begegneten. „Der König ist der unsere."

„Ich hoffte es."

Fräulein Rudensköld, so erschüttert sie auch durch Weißenburgs Worte war, erholte sich jedoch bald und kehrte zu der Gesellschaft zurück.

„Sie sind blaß, mein Fräulein," sagte Weißenburg, als er wieder mit ihr zusammentraf.

„Ihre Worte, mein Herr, haben mir die Rosen meiner Wangen gestohlen."

Einige Augenblicke später trat Armfelt auf sie zu.

„Malla," flüsterte er und drückte ihre Hand, „ist etwas Unangenehmes geschehen? Dein Antlitz ist blaß wie der Schmerz. Um Alles in der Welt, sage mir, was fehlt Dir?"

Sie antwortete nicht, blickte ihn aber durch eine Thräne an. In diesem einen Blicke lag eine ganze Welt

voll Freude und Schmerz, oder, mit andern Worten, voll der tiefsten Liebe.

„Und Du erräthst nicht den Grund meines Leidens, Armfelt?“

„Ich vermag es nicht.“

„Und Du wünschest es zu wissen?“

„Warum willst Du mich durch zweideutige Antworten beunruhigen? Rede, um Gottes willen rede!“

„Was ich zu sagen habe, weißt Du schon im Voraus. Du hast meinem Herzen jede Rose geraubt, deshalb ist das Herz und die Wange bleich.“

Aber auch der Herzog näherte sich ihr.

„Sie leiden, mein Fräulein,“ sagte auch er.

„Ja, königl. Hoheit, ich leide.“

„Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, mein Fräulein, Sie werden es nicht zu bereuen haben.“

„Sie wünschen es wirklich?“

„Ja, ja!“

Der Herzog ergriff ihre Hand und sie zog dieselbe nicht zurück. Sein Antlitz strahlte von Entzücken.

„Vertrauen, Vertrauen!“ bat er.

Ein schwaches Lächeln spielte um Fräulein Rudenskölds Lippen, als sie das Interesse erblickte, womit der Herzog ihre Antwort erwartete.

„Ich traure,“ antwortete sie.

„Sie trauern ....“

„Wie sollte ich wohl anders thun?“

Das Lächeln wollte ihre Lippen nicht verlassen.

„Um was trauern Sie denn ...?“

„Um einen kleinen Mops, königliche Hoheit, der mir entlaufen ist.“

Der Herzog zog sich ärgerlich zurück.

---

# Drittes Kapitel.

## Der Arrestant.

Gustavs Befehl, die Verhaftung Dörings mit keinem Worte zu erwähnen, wurde mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Es gab auch nur Wenige, die an ihn dachten, und seine Abwesenheit machte somit weiter kein Aufsehen. Wenn zufälliger Weise nach ihm gefragt wurde, erhielt man zur Antwort, er sei im königlichen Dienste abwesend. Unter Andern erhielt sein Diener From diesen Bescheid.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Eines Tages trat Adlerstjerna zu Louise in ihr Atelier ein. Er hatte sie seit dem Tage des Duells nicht gesehen, er wollte jedoch jetzt erforschen, inwiefern Louise Dörings Abwesenheit bemerkt habe, und sich überzeugen, inwiefern ihre Gedanken sich noch immer mit ihm beschäftigten. Dieser Besuch fand schon einige Tage nach Dö-

rings Verhaftung statt. Wenn Adlerstjerna weniger ungeduldig gewesen wäre, würde er vorausgesehen haben, daß die Abwesenheit Dörings noch zu kurz sei, um irgend eine bemerkenswerthe Veränderung oder Verdacht bei Louisen erregen zu können.

Das Verhältniß zwischen Louise und Döring war auch noch immer der Art, daß sie träumend und im Stillen sich damit begnügten, die süße Gewißheit in ihren Herzen zu hegen, daß sie einander liebten, und seit jenem Tage des Duells hatte keine Zusammenkunft zwischen ihnen stattgefunden.

Als Adlerstjerna bei Louisen eintrat, fühlte sie sich bei seinem Besuche sehr genirt. Sie wußte zwar nicht, daß er sie im Thiergarten gesehen, und auch nicht, daß er ihre Anwesenheit dort dem Hofmarschall berichtet habe; aber es war ihm unmöglich, ihr voriges Gespräch mit ihm zu vergessen, und sie fühlte, daß das Verhältniß zwischen ihnen jetzt ein noch gespannteres geworden war.

Nach einigen gleichgiltigen Phrasen und Fragen, deren Beantwortung, so wie die ganze anmuthige Persönlichkeit Louise's mehr denn einmal das innere Gefühl seines Herzens, die Liebe, den Sieg über die Dämonen der Eifersucht erringen ließ, spielte jedoch endlich das gewöhnliche sarkastische Lächeln wieder um seine Lippen, und mit der raffinirtesten Bosheit machte er Döring direct zum Gegenstande des Gesprächs. Er lobte Döring, er sprach vom Duell, er erzählte, wie Döring ihm zwei Mal

das Leben geschenkt habe; er ging selbst so weit, daß er nicht allein in der unverschämtesten Weise von Louise's und Dörings gegenseitiger Neigung sprach, sondern sogar, um das Herz Louise's in die höchste Wallung zu versetzen, von einem Gerüchte erzählte, in Folge dessen Döring seit wenigen Tagen sich die höchste Gunst des jungen Monarchen erworben, und dadurch die gewisse Hoffnung habe, die Kluft auszufüllen, die, wie er sich ausdrückte, zwischen ihr und ihm sich unübersteigbar ausdehnte — ja, er wünschte sich sogar selbst Glück, daß er der Erste sei, der ihr eine so frohe Nachricht überbringen könne.

Louise zitterte fast in einer unwillkürlichen Angst und Beben dem Falkenblicke Adlerstjerna's gegenüber; aber als das letzte Wort ausgesprochen war, als Adlerstjerna das innerste Leben ihres Herzens mit frecher Zunge profanirt, als sie die höchste Kränkung erlitten hatte, verschwand auch ihr ängstliches Gefühl und ihr tiefer Schmerz, und stolz und herausfordernd richtete sie den Kopf empor.

„Sie kommen mir vor, Cousin," sprach sie, „als wenn Sie sich vorgenommen hätten, um jeden Preis ein Geheimniß zu entdecken."

Adlerstjerna schwieg; er wollte jetzt gerade ihre Gedanken hören, ehe er weiter ging.

„Aber es gibt zwei Arten Geheimnisse, Herr Graf. Die eine Art ist eine solche, die man weiß, aber aus

irgend einem Grunde zu verheimlichen wünscht; die andere ist von so zarter Natur, daß wir selbst manchmal kaum wissen, ob wir sie überhaupt besitzen. Ein solches ist z. B. das erste Geheimniß eines Mädchens, mit Einem Worte, ihre erste Neigung. Wenn Sie eine wirklich edle Gesinnung hegten, so würden Sie auch auf die Entdeckung eines solchen Geheimnisses Verzicht geleistet haben. Aber, mag es drum sein" — und ein leichter Seufzer hob Louise's Busen — „was ich vorher kaum deutlich zu denken, kaum zu fühlen, eigentlich nur zu träumen vermochte, das haben Sie mir unbarmherzig verrathen. Und damit wir Beide ein für alle Mal über diesen Gegenstand im Klaren sein können, danke ich Ihnen hiermit für Ihre Mühe. Ich hoffe, daß Sie wenigstens jetzt befriedigt sein werden."

„Nicht ganz, Cousine."

Adlerstjerna glich in diesem Augenblicke einem Falken, der im Begriff ist, sich über seine Beute zu stürzen. Louise ahnte jedoch keine Gefahr, sondern blickte ihn entschlossen und ruhig an.

„Sie sind stolz, mein Fräulein, und ich finde es natürlich. Sie bauen auf die Gunst, in welcher Döring bei dem jungen Könige steht."

„Wenn Sie durchaus eine Antwort wünschen: ja, das thue ich."

„Sie hoffen, daß Döring durch eigene Verdienste und die Gunst seines Königs so hoch steigen wird, daß

er Ihnen und der Familie, der Sie angehören, würdig werden wird?"

„Ja, das thue ich, Herr Graf."

„Ihr Herz hofft, daß er nicht eher rasten wird, bis er, von Ihrer Hand gewinkt, das höchste Ziel erreicht hat?"

„Nun ...?"

Bis jetzt war Alles nach Adlerstjerna's Wunsche ausgefallen. Jetzt stand nur noch zurück, sie hinsichtlich der Zuversicht zu ihrer Neigung und in ihrer entschlossenen Ruhe zu zermalmen.

„Nun," wiederholte Adlerstjerna, „ich habe Ihnen von der hohen Gunst erzählt, in welcher Döring bei seinem jungen Könige steht, aber ich habe nur vergessen, Sie davon zu benachrichtigen ... daß das Gerücht gelogen hat."

Louise verlor den Muth; sie fand, daß sie einem Kampfe mit Adlerstjerna nicht gewachsen sei.

„Im Gegentheil, meine schöne Cousine," fuhr er fort, „Döring hat für immer die Gunst seines Königs verwirkt."

Als Adlerstjerna zu ihr eintrat, war sie mit einem Gemälde beschäftigt, und des aufregenden, erschütternden Gespräches ungeachtet war sie bis zu ihrer letzten Antwort mehr oder weniger im Malen fortgefahren. Aber bei dieser letzten Bemerkung entfiel der Pinsel ihrer Hand.

„Und er wird dem Plebs verbleiben, dem er schon angehört."

Louise schwankte und mußte sich an einen Stuhl in ihrer Nähe stützen.

„Noch mehr, mein Fräulein: in dieser Stunde ... aber, es ist wahr, ich habe nicht das Recht, davon zu reden."

Die Wirkung seiner Worte war ersichtlich. Louise vermochte sich nicht gegen seinen letzten Ausfall zu wehren, und sie sank fast vernichtet in den Sessel nieder. Selbst Adlerstjerna fühlte Mitleid mit ihr.

„Das Unkraut muß ausgerottet werden, wenn der Weizen gedeihen soll," dachte er, als er sie verließ; „ich habe jetzt das Feld gereinigt. Das nächste Mal werde ich es besäen."

---

Aber wenn es Adlerstjerna auch in seinem Plane geglückt war, Entsetzen, ja selbst eine augenblickliche Verzweiflung in das Herz des jungen Mädchens zu werfen, irrte er sich dennoch im Wesentlichen, darin nämlich, daß Louise sich auch ganz und gar dem Einflusse und der Wirkung dieser Gefühle überlassen sollte ... daß er ihre schönsten Phantasieen zertrümmert habe und sie ihm schließlich eine leichte Beute werden würde, wenn er beruhigend, stützend und leitend auftrat. Louise besaß in ihrem Inneren größere Hilfsquellen, als er vermuthet

hätte. War sie auch eine zarte Natur, ihr Sinn war frisch und ihr Herz jung. Und nicht allein die Natur, sondern auch die Kunst reichte ihr die Hand. Eine Weile verlor zwar das Leben seinen Glanz, die Wirklichkeit ihre Anmuth, aber was sie außerhalb ihres Wesens vermißte, fand sie bald und um so schöner in ihrem Innern wieder. Die Röthe ihrer Wangen kehrte wieder, ihre Lippen lächelten und ihre Stirn glänzte.

Die Thür des Atetiers ging jetzt auf. Sie hörte es und schlug ihre Augen empor. Adlerstjerna stand ihr nicht mehr gegenüber, und das Entsetzen und die Verzweiflung, die er ihr eingeflößt hatte, war verschwunden. Die Phantasie hatte die Wunde geheilt, welche die Berechnung ihr geschlagen. Die schöpferische Kraft, die dem Künstler eigen ist, hatte ihr Muth und Seelenstärke eingehaucht. Die Begeisterung hatte sie aus dem Becher der Vergessenheit trinken und Kraft aus der schäumenden Quelle der Jugend schöpfen lassen.

Sie streckte auch dem Eintretenden mit einem fast verklärten Lächeln ihre Hand entgegen. Derselbe war ein Knabe zwischen zwölf und dreizehn Jahren.

Der Leser hat bereits zwei Mal früher die einnehmenden Züge des hübschen, aber schwachen Knaben gesehen. Dieser war nämlich nicht allein derselbe, welcher Fräulein Rudensköld und Louise auf jenem Ausfluge nach dem Thiergarten begleitete, sondern auch derselbe

Page, der, von Gustav in einen Rekruten verwandelt, die unschuldige Veranlassung zu Dörings Verhaftung wurde.

„Willkommen, Adolph! Du siehst so freudig aus. Du hast gewiß etwas Schönes zu erzählen?“

„Ach ja, das habe ich. Sie baten mich, über die Idee zu einem neuen Gemälde nachzudenken, zu welchem ich das Modell abgeben könnte.“

„Und das hast Du gethan!“

„Ja, Fräulein, Und es wird sogar ein schönes Gemälde werden. Eine militairische Scene. Hören Sie nur: vor allen Dingen werde ich eine Bärenmütze auf dem Kopfe tragen ... und ein Gewehr im Arme. Wird das nicht schön werden?“

Und die größte Freude drückte sich in seinem Gesichte aus.

„Und dann wird mich der König exerciren ...“

„Du bist ein kleiner egoistischer Thor, mein lieber Adolph; Du willst wahrscheinlich, daß ich einige Deiner Heldenthaten verewigen soll. ... Nicht wahr?“

„Nun, hören Sie nur! ... Aber der König muß böse und zornig sein, eine drohende Stellung gegen mich einnehmen und den Degen über meinem Kopfe schwingen. Ungefähr so, Fräulein.“

„Ich verstehe Dich schon.“

„Ich allerdings muß ein wenig furchtsam aussehen, aber versteht sich, nicht viel.“

„Und das willst Du, das ich malen soll?“

„Ja, ja! Der Entwurf ist aber noch lange nicht fertig. Hören Sie nur immer zu, Fräulein. Der König, sagte ich, muß den Degen über meinem Kopfe schwingen und gerade im Begriff sein, meine große Bärenmütze zu zerspalten; aber in demselben Augenblicke tritt ein Trabant dazwischen …"

„Ein Trabant?"

„Ein Trabant in Harnisch und Helm mit einem Carabiner in der Hand. Ein prächtiger, junger Mann … aber es ist wahr, Sie kennen ihn schon, Fräulein."

„Meinst Du Döring?"

„Wollen Sie dem Gemälde noch mehr Leben verleihen, so können Sie den Carabiner losknallen, das Gewehr die Scene erhellen lassen, und einen erschrockenen König … aber einen geretteten Pagen darstellen."

„Aber woher hast Du die Idee zu einem solchen Gemälde?"

„Von … aber …"

„Aber …?"

Louise's Interesse und Neugierde war jetzt erweckt. Nach Adlerstjerna's Worten mußte irgend eine Gefahr Döring bedrohen, und sie ahnte jetzt einen Zusammenhang zwischen seinen und des Pagen Worten.

„Werden Sie mir nicht böse, Fräulein, aber ich darf nicht sagen, woher ich diese Idee habe. Wenn ich es sagte, würde ich unglücklich sein."

Aber es war jetzt Louisen, als läge der ganze Zusammenhang klar vor ihrem Auge.

„Adolph, Adolph, sei nicht kindisch, laß uns aufrichtig mit einander reden. Du hast vor dem König exercirt? Nicht wahr?"

„Das kann ich nicht läugnen."

„Der König wurde zornig und drohte Dir mit dem Leben?"

„Sie wissen also ..."

„Ich weiß noch mehr; und als der König, von seinem Zorne hingerissen, einhauen wollte, trat Döring dazwischen."

„Aber wer hat gewagt ... o, mein Gott ... Sie ..."

Entsetzen und Schrecken sprachen aus Adolphs Zügen.

„Dörings Carabiner ging los. Der König erschrak über den Schuß, und Döring ... Du siehst, ich weiß Alles. ... Nun ... und Döring ...?"

„Wurde verhaftet ..."

„Und angeklagt ...?"

„Des Majestätsverbrechens."

Die Wärme, womit Louise sich äußerte, zeugte deutlich von der Unruhe und Angst, die jetzt wieder in ihrem Herzen eingekehrt waren. Tausend Gedanken kreuzten sich in ihrem Kopfe. Was jetzt deutlich und klar vor ihren Augen stand, war nicht allein die abscheuliche Art und Weise, in welcher Adlerstjerna ihren Lippen ein Ge-

ständniß entlockt hatte, sondern auch die Gefahr, welche Döring drohte.

„Und Döring ist noch verhaftet?"

„Ja."

„Und der König hat streng verboten, der Sache Erwähnung zu thun ...?"

„Ja, das hat er, und ich bin unglücklich, wenn Jemand erfährt, daß ich ..."

„Beruhige Dich, Adolph, ich werde Dich nicht verrathen."

---

Louise's Neigung war nicht mehr ein bloßer Seufzer, ein verborgenes Sehnen, eine dunkle Ahnung. Sie fühlte jetzt, daß dieselbe, eine wirkliche Wahrheit, in ihrem Herzen lebte. Der Verstand rückt allmählig zum Ziele heran, die Phantasie fliegt darauf zu. Der erstere untersucht jeden Schritt, die letztere sieht das Ganze, nicht jeden Theil, aber kommt zu denselben Schlüssen nur schneller. Der Augenblick hatte auch Louisen die ganze Tiefe des Gefühls ermessen lassen, das ihr Inneres erfüllte.

Die Liebe offenbart sich in ungleicher Weise bei den verschiedenen Naturen. Bei Louisen war sie mit den Emblemen der Phantasie ausgerüstet, dem schönsten Schmucke eines edlen, reinen Herzens.

Als sie ihr Atelier verließ und in das Palais der

Prinzessin zurückkehrte, erfüllte ein ganzer Himmel voll Seligkeit ihre Gedanken. Aber sie schwärmte nicht allein, sie überlegte auch.

Sie vermochte zwar nicht ein schmerzliches Gefühl zu unterdrücken, wenn sie an Dörings Lage dachte; aber dies Gefühl schlug jedenfalls keine Wurzel bei ihr. Hätte sie nur einen einzigen Augenblick an seiner Unschuld zweifeln können, dann hätte sie ihn auch nicht geliebt. „Ist er schuldig," sagte sie, „dann vermag nichts ihn zu retten, und er ist meiner unwürdig; aber er kann es nicht sein, und seine Treue wird bald seine Unschuld beweisen." In dieser Ueberzeugung fand sie einen solchen Trost, daß sie es selbst als eine Beleidigung gegen seine Ehre betrachtete, wenn dann und wann ein beunruhigender Gedanke in Betreff seiner sich in ihrem Innern erhob.

Adlerstjerna hatte ihre Aufmerksamkeit auf die ungleichen Verhältnisse der Geburt gelenkt, die zwischen ihr und Döring obwalteten, Verhältnisse, die damals von größerer Wichtigkeit waren, als sie es jetzt sind. Aber auch hierin lieh die Phantasie ihr Trost. „Liebt er mich," flüsterte eine Stimme in ihrem Innern, „dann wird die Liebe ihm Kraft und Muth verleihen, sich eine Bahn zu brechen. Die Liebe muß unsere Ehre, nicht unsere Schande sein."

Indessen schrieb sie an ihre Eltern, und ohne denselben das anzuvertrauen, was in ihrem Innern wogte, forderte sie sie auf, nach der Hauptstadt zu kommen.

Louise war nicht daran gewöhnt, ihren Eltern etwas zu verheimlichen, und sie wollte es auch jetzt nicht.

Mit der Einwilligung der Prinzessin ließ sie ihr Atelier für immer aus der Wohnung des Hofmarschalls in ihre eigenen Zimmer in das Palais verlegen. Fast mit Leidenschaft gab sie sich jetzt der Malerkunst hin, und was sie nun schuf, war zwar nicht so abgerundet, so harmonisch, wie früher, aber es war feuriger, genialer, und bekundete eine selbstständigere Individualität.

Ihre eigenen Gedanken waren ihre einzige Zerstreuung, die Einsamkeit ihr innigstes Bedürfniß. Wenn Pinsel und Farben sie nicht beschäftigten, saß sie gewöhnlich vertieft vor ihrer Staffelei. Wachend träumte sie, träumend lebte sie.

Unläugbar war ihre Gemüthsstimmung eine überreizte, aber sie bemerkte es nicht, und sie war glücklicherweise von der edelsten Beschaffenheit.

Die Liebe flößte ihr ein ungetheiltes, unumschränktes Vertrauen ein. Sie hatte Vertrauen zu seinem Glücke, und Beides war ihm gleich wichtig. In den höchsten Kreisen der Gesellschaft erzogen, betrachtete sie die Welt in Uebereinstimmung mit den Begriffen, die sie dort von Kindheit an erhalten hatte. Dies war nicht Hochmuth, sondern Natur. Dies war kein Fleck, sondern ein Glanz. Es fiel ihr durchaus nicht ein, zu bezweifeln, daß Döring sich zu ihr emporschwingen würde. Es war sein angeborner ritterlicher

Geist, der sie für ihn eingenommen hatte, und sie begriff, daß ihm nur ein passender Kampfplatz fehle, um das zu werden, was er eben werden müßte. Er hatte die Gunst seines jungen Königs verloren, aber in einer Weise, die ihm das Recht gab, sich zu vertheidigen. Dies erfreute sie, denn dadurch war ihm auch ein Kampfplatz eröffnet. Mit solchen Gedanken verstrichen einige Tage. Das Schweigen, welches in Betreff Dörings beobachtet wurde, erschreckte sie zwar mitunter, aber ihr Vertrauen stand fest. Eines Tages war sie mehr als gewöhnlich von schmerzlichen Gedanken niedergebeugt, und einen Augenblick dachte sie daran, ihrer milden Herrin, der Prinzessin, zu Füßen zu fallen und ihre Qualen vor ihr zu ergießen, aber im nächsten Augenblicke mißbilligte sie selbst diesen Gedanken, und malte anstatt dessen einen jungen Ritter, der einen Löwen bekämpft und besiegt. Ihre Liebe wollte, daß Döring nur sich selbst seine Freiheit zu verdanken haben sollte.

„Er hat mich nicht zu Hilfe gerufen; er bedarf somit derselben auch nicht.“

Dies erfreute das junge Mädchen.

---

Wir verließen Gustav IV. auf dem Wege zu Döring. Sobald der wachhabende Officier die Thür geöffnet hatte, trat der junge König allein ein.

In einem chevaleresken Geiste erzogen, war Döring

nicht aus kaltem Pflichtgefühl, sondern in einem reinen ritterlichen Geiste seinem jungen Monarchen mit dem warmen Herzen eines Jünglings in Ehrfurcht ergeben.

Als er von seinen Kameraden vom Schlosse auf die Wache geführt wurde, übergab einer derselben ihm einen Brief.

„Von wem?“

„Das weiß ich nicht; derselbe wurde abgeliefert, während Du auf Posten warst.“

Döring steckte den Brief ein, und bald schloß sich die Thür des Arrestzimmers hinter ihm.

In Dörings Kopfe arbeiteten große Pläne, und das Glück, das er bereits gehabt, hatte sein Vertrauen auf die Zukunft nicht verringert. Nicht genug, daß Alles, was er bei seiner Ankunft in Stockholm hoffte, jetzt bereits in Erfüllung gegangen war; er hatte sich auch die Freundschaft und das Wohlwollen solcher Persönlichkeiten erworben, an welche er vorher nicht zu denken gewagt hatte. Die Prinzessin hatte ihn in der freundlichsten, herablassendsten Weise empfangen, Armfelt ihm ein vertrauensvolles Wohlwollen gezeigt, Fräulein Rudensköld ihm ihren Schutz versprochen, selbst Reuterholm hatte sich nicht von ihm zurückgezogen; und was noch mehr ... er hatte sich Louise's Liebe erworben.

Seine Liebe enthielt die ganze glühende, beseligende Schwärmerei eines starken, männlichen Charakters.

„Verhaftet, verhaftet!“ rief er, von einem Schmerze

ergriffen, der in diesem einzigen Worte gleichsam all' seine Qual ausleeren wollte. Hätte er es gekonnt, er hätte die dicken Mauern zersprengt. Alle seine strahlenden Aussichten schienen ihm auf einmal vernichtet zu sein.

„Was wird Armfelt sagen?"

„Was wird Louise denken?"

Bei diesen zwei Fragen fühlte er sich gleichsam von einer eisernen Hand zu Boden gedrückt, während der finstere Schatten eines Majestätsverbrechens zwischen ihn und diejenigen trat, die er so hoch schätzte. Der Gedanke, von derjenigen verkannt zu sein, die wir lieben, ist ein Labyrinth, das uns, je mehr wir daran arbeiten, aus ihm herauszukommen, um so hartnäckiger den Ausgang verwehrt.

Aber eine schöne, milde Musik nahte seinem Ohr. Unwiderstehlich wurde er an das mit einem eisernen Gitter versehene Fenster gezogen. Die Musik strömte aus Armfelts Wohnung, die nur durch einen schmalen Gang von der Wache getrennt war.

Der Leser wird sich erinnern, daß Döring an demselben Abend verhaftet wurde, an welchem das Banquet bei Armfelt stattfand.

Aber nicht allein sein Ohr wurde jetzt von den lieblichen, brausenden Tönen in Anspruch genommen; eine Erscheinung ... war es ein Schatten oder eine Wirklichkeit, gab seinem ganzen Wesen bald eine andere Richtung. Es war Louise, die, als Fräulein Rudensköld fast

ohnmächtig sich von Weißenburg entfernte, sie in dieses der Wache gegenüberliegende einsame, schwach erleuchtete Zimmer geführt hatte.

Ihr Name flog unwillkürlich über seine Lippen; er folgte jetzt jeder Bewegung der zarten, anmuthigen Gestalt. Doch bald verschwand sie wieder und das Zimmer wurde dunkel.

Döring warf sich auf's Bett. Halbschlummernd stand noch immer die Erscheinung vor seinem Auge. Das Arrestzimmer verwandelte sich in ein Paradies. Das Schönste, was die Welt besitzt, wohnt unserer Seele inne. Das Paradies ist nur eine Schöpfung unseres Herzens.

Die Musik schwieg. Die Phantasieen schwanden. Die Prosa kehrte wieder in all ihrer nackten Wahrheit, und zeigte ihm die weißen, kalten Wände, die ihn umschlossen. Jetzt erst erinnerte er sich des Briefes, den einer seiner Kameraden ihm übergeben hatte. Als er ihn erbrach, fand er, daß er von Vincent sei. Schon dies schien ihm sonderbar, weil er sich keine Veranlassung zu einer Mittheilung von diesem, ihm gar zu sonderbaren Manne zu denken vermochte; aber seine Verwunderung steigerte sich durch den Inhalt des Briefes.

Derselbe lautete:

„Mein Freund! Ich war lange schwankend in Betreff meines Urtheils und meiner Gefühle Ihnen gegenüber. Dies gründete sich darin, daß ich Sie nicht kannte. Aber ohne daß Sie es wußten, folgte ich Ihren Hand-

lungen, dieselben streng und ernst prüfend, und je mehr ich Veranlassung hatte, Sie ohne Einfluß Anderer thätig zu sehen, desto mehr mußte ich Sie schätzen und hochachten. Auch mein Herz, dies von so vielen bittern Erinnerungen zerknickte, aber doch nicht ausgestorbene Herz hat Partei für Sie ergriffen. Verzeihen Sie einem ältern Manne, daß er, wenigstens Ihnen gegenüber, es nicht länger vermag, sich in die harte, kalte Schale zu verschließen, mit welcher sonst die mächtige Hand des Schicksals noch bis auf den heutigen Tag ihm sich zu umgeben gebot. — Ich habe Sie lieben und ich habe Sie hassen sehen. So wie der Mann sich in seiner Liebe und in seinem Hasse gibt, so ist er in Wahrheit. Sie lieben ein durch seine Eigenschaften eben so sehr wie durch seine Geburt hochedelgebornes Mädchen; aber wenn Ihre Gefühle auch von jugendlichem Feuer strotzen, so beherrschen Sie doch dieselben in einer Weise, die zwar nicht Allen gegeben, die aber doch dem Manne ansteht. Sie wissen gar zu wohl, daß Fräulein Louise Posse, diese lebendige Göttin der Schönheit, der Unschuld und Liebe, auch Sie liebt. Hoffen Sie jedoch nicht zu viel. Ohne gerade die Hoffnung in der Geburt zu ersticken, muß man sie doch als etwas sehr Vergängliches betrachten. Resigniren Sie zeitig, und Sie werden um so glücklicher sein, wenn Sie jemals die Hand dieses Mädchens sich erwerben können. Sie hassen Adlerstjerna, oder richtiger, Sie haben Grund gehabt, ihn zu hassen ... wenigstens

ihn zu fürchten, und dies Letztere haben Sie noch immer. Aber ich war bei Ihrem Duelle zugegen und wurde gerührt durch Ihre ruhige, schöne Handlungsweise. Ihre Gesinnung und Ihr Urtheil sind gerecht und richtig, und zwar in einer Weise, die, wenn auch nicht für Ihre Zukunft, so doch für die Reinheit Ihres Charakters Bürge leistet. Ich wünsche Ihnen deshalb Glück, um so mehr, weil ich zu den Wenigen gehöre, die nichts bei dem Manne höher schätzen, als einen festen und reinen Charakter. Die Welt, glaube ich, hat keinen Mangel an guten Köpfen und geistreichen Männern, wohl aber an ausgeprägten Charakteren.

„Dies Schreiben dürfte Ihnen vielleicht Verwunderung einflößen, um so mehr, weil Sie keine direkte Veranlassung zu demselben sich denken können, und mein Urtheil, sei dasselbe nun lobend oder tadelnd, von keiner Bedeutung für Ihr Leben erscheinen dürfte.

„Wer weiß jedoch?

„Die Astrologen behaupten, man hinge von den Sternen ab, unter welchen man geboren. Kennen Sie die Ihrigen? Daß das Dasein des Menschen ein Resultat vergangener Ereignisse ist, vermögen wir nicht zu leugnen. Wissen Sie, welchen Ereignissen Sie Ihr Dasein zu verdanken haben? Nicht das Grab allein hat sein Geheimniß ... auch die Wiege besitzt ein solches. Das Leben ist ein immerwährendes Suchen nach diesen beiden Geheimnissen.

„Ein Geheimniß, für Sie von Wichtigkeit, zieht sich gleichfalls um Ihr Leben, obgleich Sie in einem geringern Grade, wie viele Andere, etwas über dasselbe wissen. Aber Personen, die das Recht haben, über Dies und auch über Sie zu beschließen, glauben indessen, daß sich die Stunde nähert, in welcher Sie allmählig in die Verhältnisse eingeweiht werden dürften.

„Ich sollte vielleicht Ihr Feind sein, aber ich vermag es nicht, nachdem Sie mir Achtung eingeflößt haben. Ich biete Ihnen jetzt anstatt dessen meine Freundschaft an.

„Zum Schlusse benachrichtige ich Sie, daß ich Sie zu sprechen wünsche, wenn ich auch nicht vorher darüber entscheiden kann, in wie fern Sie dadurch einen klareren Blick in das Mysterium erhalten werden, auf welches ich jetzt hingedeutet habe.

„Treffen wir uns in acht Tagen um zehn Uhr des Abends, und zwar an der Statue Gustavs I. auf dem Riddarhusplatze. Vergessen Sie diese Zusammenkunft nicht ... sie dürfte wichtig genug werden. Es dürfte unnütz sein, wenn Sie sich vorher die Mühe gäben, mich aufzusuchen, indem ich morgen auf einige Tage die Hauptstadt verlasse. Stockholm, den ...

„Vincent Pauletti."

Döring war dieser Brief ein vollständiges Räthsel. Ihm war kein Ereigniß seines Lebens bekannt, das ein

Geheimniß genannt werden, oder Veranlassung zu dem Inhalt dieses Briefes sein könnte. Er durchforschte alle die Verhältnisse, in welchen er sich seit seinen frühesten Jahren befunden hatte, aber sie schienen ihm alle so gewöhnlicher Art, daß er vergebens nach dem geringsten Umstande spähte, im Betreff dessen irgend etwas Außergewöhnliches oder gar Wunderbares obwalten könnte.

Nichts desto weniger vermochte er sich nicht von dem Inhalte des Briefes abzuwenden.

„Aber die Zusammenkunft?“ sprach er vor sich hin. „Ich bin ja verhaftet.“

Daß er nicht zur bestimmten Stunde mit Vincent zusammentreffen könnte, war ihm ein neuer Grund zum Schmerz über seine unangenehme Lage. Die Anklage eines Majestätsverbrechens stand drohend an der Thür des Zimmers, ohne daß sie ihm jedoch den Gedanken an eine persönliche Gefahr einzuflößen vermochte. In diesem Einen Punkte war er ruhig; in allen Uebrigen fühlte er sich verwirrt und gereizt.

Eine Stunde mochte somit ungefähr verstrichen sein, als die Thür des Arrestzimmers sich öffnete und Jemand zu ihm eintrat.

Döring stand am Fenster und blickte, vertieft in Betrachtungen, in die Nacht hinaus. Er hörte zwar, daß die Thür sich öffnete, beachtete es aber weiter nicht. —

„Blicken Sie um sich, Döring!“ sprach eine befehlende, wenn auch gerade nicht starke Stimme hinter ihm.

Dieselbe schien ihm bekannt zu sein und er wandte sich um. Zu seiner Ueberraschung erblickte er den jungen König vor sich. Was hatte er jedoch demselben in seiner jetzigen Lage zu sagen? Beide schwiegen auch, während sie einander als zwei Unbekannte betrachteten.

„Weißt Du, wo Dein Platz ist?“ frug Gustav endlich.

„Auf meinem Posten vor der Thür Ew. Majestät.“

„Du irrst Dich. Dein Platz ist hier zu meinen Füßen.“

„Der Verbrecher, Ew. Majestät, kann um Gnade bitten und dieselbe empfangen; aber nicht der unschuldig Angeklagte, weil das einem Geständniß gleichkommen würde.“

„Weshalb tratst Du zur Vertheidigung des Pagen auf?“

„Ich gehorchte den Eingebungen meines Gefühls.“

„Du vergaßest, daß ich der Mächtige und Jener der Schwache war.“

„Nein, Majestät, dessen gerade erinnerte ich mich.“

Der König runzelte die Stirn.

„Hast Du die Absicht, auch fortan in derselben Weise zu handeln?“

„Das hängt nicht mehr von mir, sondern von Ew. Majestät ab.“

„Wie so? Erkläre Dich deutlicher.“

„Es hängt davon ab, ob ich wieder meine Freiheit erlange.“

„Und wenn Du frei wirst?“

„Alsdann werde ich immer zu Gott beten, daß ich offen und rechtschaffen gegen Ew. Majestät ... herzlich und hilfreich gegen den Schwachen zu handeln vermöge.“

„Du vergißt, daß ich Dein König bin.“

„Ein König hat größere Gewalt, aber auch größere Pflichten, als alle Andere. Seine Macht muß er dadurch bestätigt erhalten, daß er sich die Liebe seiner Unterthanen erwirbt, und seine Pflichten muß er vor allen Dingen dadurch erfüllen, daß er seine Leidenschaften zügelt. Ich werde nie vergessen, daß ein König der Tugendhafteste seiner Nation sein muß. Das ist seine Krone.“

„Du bist dreist.“

Döring schwieg, aber ein tiefer Seufzer entschlüpfte ihm.

„Was liegt da für ein Papier?“ fuhr der König fort und deutete auf den Tisch, auf welchen Döring den so eben gelesenen Brief hingeworfen hatte.

Die Frage beleidigte Döring, weil sie von einem argwöhnischen Blicke begleitet war. Er bereute, daß er nicht den Brief eingesteckt oder verbrannt hatte, war je-

doch jetzt zu stolz, um zu versuchen, ihn dem Könige zu entziehen.

„Beliebt es Ew. Majestät, den Brief zu lesen?"

Der König nahm das Papier und blickte hinein.

„Louise Posse?" sprach Dieser, als er den Theil des Briefes las, welcher von ihm redete. „Ist das die Hofdame meiner Tante, der Prinzessin?"

Döring wußte nicht, was er antworten sollte. Er fürchtete, eine unrichtige Handlung begangen zu haben, als er sich von dem ersten Eindruck des Augenblicks hatte hinreißen lassen, einen Brief vorzuzeigen, der nicht allein ihn selbst, sondern auch Andere betraf.

„Majestät!" stammelte er, nicht ohne sichtbare Verlegenheit.

Aber Gustavs Blick ruhte kalt und fragend auf ihm, als habe er das Bittende und Ausweichende in Dörings Worten entweder nicht gehört oder nicht verstanden. —

„Du liebst Fräulein Posse?" frug er auf's Neue.

„Meinem Könige gegenüber habe ich kaum das Recht, ein Geheimniß zu besitzen. Wohlan, Majestät, ich liebe sie."

„Und sie ..."

„Darüber müssen Ew. Majestät das Fräulein selbst befragen. Ihre Geheimnisse sind nicht die meinigen. Vielleicht habe ich schon durch das, was ich so eben gesprochen, ein neues Majestätsverbrechen begangen?"

„Gegen wen?"

„Gegen die Majestät der Liebe."

Gustav senkte seinen Blick bei dieser Antwort. Die Liebe war eine Majestät, die er sich noch nicht gedacht hatte. Es schien Döring, als wenn der König sich irgend etwas überlegte, obgleich er den Gegenstand nicht zu erforschen vermochte.

„Also Du liebst sie?"

Döring hatte die Erneuerung dieser Frage nicht erwartet und fühlte, daß er erröthete.

„Und mit welchen Augen würdest Du Denjenigen betrachten, der Euch Beide vereinte?"

„Das ist unmöglich, Ew. Majestät."

„Unmöglich?" Und Gustav erhob seinen Kopf mit einer Bewegung, die ihm wohl stand und die königlich war.

„Ich bin noch zu jung und besitze außerdem weder Rang noch Geburt, und in dieser Stunde gar bin ich sehr gering, ich bin ein Angeklagter."

Döring äußerte nur, was er fühlte, aber er hatte auch nie so lebhaft, wie gerade jetzt, den Abstand zwischen sich und Louise eingesehen. Die Nothwendigkeit, Gustavs Frage zu beantworten, zeigte ihm wieder plötzlich seine wirkliche Lage. Nichts desto weniger fühlte er sich beunruhigt durch die Antwort, gerade weil sie ihm eine Einsicht in seine Unbedeutendheit eröffnete. Er blickte

den König an, als erwarte er von diesem einen Einspruch zu hören, aber der König schwieg.

„Du hast Recht!“ äußerte dieser nach einer langen Pause und mit seiner gewöhnlichen Kälte.

Die Antwort machte Döring noch niedergeschlagener. Es schien ihm, als habe er seine Unbedeutendheit plötzlich durch ein mächtiges Königswort bestätigt erhalten.

Als Gustav in's Arrestzimmer trat, war er bis zur Mitte desselben gegangen und dort stehen geblieben. Seine Haltung hatte etwas Stolzes und Unbewegliches, das allmählig einen sonderbaren Eindruck auf Döring machte. Die Fragen, welche er that, hatten weder Leben noch Wärme, und Döring vermochte nicht zu entscheiden. in wiefern dieselben ihren Ursprung aus einer freundlichen oder unwilligen, aber zweifelnden Stimmung hatten.

Das Letztere schien Döring das Wahrscheinlichste zu sein, um so mehr, weil er eine Zerstreuung bei dem Könige bemerkte, die er nicht anders zu deuten vermochte. —

„Wie muß vor allen Dingen ein König nach Deiner Ansicht sein?“

Dies Verhör hatte in der Länge etwas Unangenehmes und Reizbares.

„Gerecht,“ antwortete Döring indessen, „und mild,“ fügte er noch hinzu.

„Ist es Deine Ansicht, daß ich Dich so behandelt

habe?" fuhr Gustav eben so unbiegsam und ruhig fort, als hätte er zu der Wand gesprochen.

Die Frage spornte Döring an, den Zufall zu benutzen, um seine innersten Gedanken auszusprechen.

„Ich bin ein junger Mann, Majestät. Noch habe ich die Welt wenig versucht und vermag vielleicht nicht Alles so zu beurtheilen, wie ich es thun sollte. Aber wenn ich auch in meinem Urtheile dann und wann in Betreff des conventionell Passenden fehlen dürfte, so irren sich jedoch weder mein Herz, noch meine Ehre in dem, was recht und richtig ist."

„Wie habe ich Dich denn behandelt?"

„Ungerecht, Ew. Majestät."

Döring erwartete einen Ausbruch des Zorns, aber der König bewegte sich nicht von der Stelle und auch nicht eine Miene verzog sich in seinem Antlitz.

„Du forderst, daß ein König gerecht sein soll, aber Du sprichst auch von Milde?"

„Die Gerechtigkeit, Ew. Majestät, ist die Milde der menschlichen Gesellschaft und die Milde ist Gottes Gerechtigkeit. Als König sind Sie etwas von Beidem. Ihre Macht, Majestät, trägt den schönen Titel: Wir von Gottes Gnaden."

Während Döring so sprach, fühlte er sich von einem edlen Gefühle belebt. Der beleidigte Stolz oder das Rechtsgefühl, das gleichsam einen Harnisch um seine Brust gelegt hatte, verschwand. Der hartnäckigen Kälte gegen-

über, mit welcher er betrachtet wurde, fühlte er sich gleichsam entwaffnet, und er begann jetzt zu glauben, der König fordere nun, er solle nachgeben, damit er ihn frei erklären könne.

„Gnade!“ bat Döring und beugte ein Knie vor Gustav.

Sein junges Herz klopfte dabei heftig und sein Blick hob sich in froher Erwartung bittend zu Gustav empor.

„Und Du liebst Louise Posse?“ bemerkte dieser nur.

„Gnade, Ew. Majestät!“ bat Döring wieder.

Der König betrachtete ihn aber eine Weile stumm und ausdruckslos wie vorher, wandte sich darauf plötzlich um und entfernte sich, ohne ein Wort mehr zu äußern.

---

Acht Tage verstrichen, ohne daß Döring einen andern Menschen sah, als den Wachtmeister. Es waren acht lange Tage. Als der König ihn verlassen hatte, ohne mit einem einzigen Blicke seine Bitte um Gnade zu beantworten, gab er jede eitle Hoffnung auf Gerechtigkeit von ihm auf. Anstatt dessen erwartete er dieselbe vom Gesetze. Er erwartete irgend eine Untersuchung, aber auch hierin verrechnete er sich. Er erwartete endlich, daß irgend Jemand seiner Freunde oder Gönner ihn besuchen sollte ... aber vergebens. Alle schienen ihn verlassen und vergessen zu haben.

Mehr denn einmal durchlas er Vincents Brief, ohne daß es ihm jedoch glückte, ein einziges Wort in Betreff der Geheimnisse zu begreifen, wovon in denselben die Rede war und die seiner Person gelten sollten.

Je mehr er aber über diesen Gegenstand nachsann, desto mehr überzeugte er sich, daß jene Geheimnisse ihn selbst nicht direct angehen könnten; aber er liebte ... und bald ahnte er, daß sie die Geliebte betreffen müßten.

Von diesem Augenblicke an war er aber kaum mehr im Stande, sich zu beherrschen. Er erfand neue und furchtbare Möglichkeiten, die eine ungereimter als die andere, aber alle von solcher Art, daß sie ihn in eine immerwährende gereizte Gemüthsstimmung versetzten. Das Resultat wurde auch, daß eine Gefahr sie bedrohen müsse ... woher und weshalb, vermochte er gar nicht zu ergründen ... aber gleichviel ... sie wurde von irgend einer Gefahr bedroht, und er hätte sich vor Zorn und Schmerz gegen die Wand stürzen mögen, weil er ihr nicht zu Hilfe eilen konnte.

Die Uhr näherte sich bereits Zehn an dem für die Zusammenkunft bestimmten Abend.

„Schenken Sie mir einen Augenblick Gehör, Wachtmeister,“ sprach Döring, als derselbe wie gewöhnlich seine letzte Runde machte und auch bei ihm eintrat. „Sie können mir einen großen Gefallen thun, so groß, daß ich es kaum wage, Sie darum zu bitten.“

„Und worin sollte der Gefallen bestehen?“

„Lassen Sie mich eine Stunde nur ausgehen, ich schwöre Ihnen, nicht allein meine Dankbarkeit zu zeigen, sondern auch noch vor der Zeit wieder hier zu sein."

„Unmöglich, mein Herr!"

„Sie wollen nicht?"

„Nein!"

Döring hoffte jedoch noch, ihn bewegen zu können.

„Betrachten Sie mich," bat er, „sehe ich aus, als wenn ich Sie hintergehen wollte, als wenn ich fliehen und mein Ehrenwort feige verrathen wollte? Nun denn, lassen Sie mich eine Stunde frei sein. Sie erweisen mir dadurch einen unermeßlich großen Dienst, einen Dienst, der Ihnen einen Platz in dem Herzen eines rechtschaffenen jungen Mannes erwerben wird. Wollen Sie?"

„Bitten Sie nicht, mein Herr, es führt zu nichts. Ich bin daran gewöhnt, meine Pflicht streng zu erfüllen und damit Punktum."

Die Jugend ist heftig. Dörings Augen flammten, seine Brust hob sich, er maß den Wachtmeister von Kopf bis zum Fuß.

„Aber wenn ich hinaus müßte ..."

„Und nicht hinauskomme," ergänzte der Wachtmeister. „Ich beklage Sie, mein Herr."

Ein gewaltsamer, leidenschaftlicher Ausbruch entstellte beinahe Dörings Gesicht. In demselben Augenblicke schlug die Uhr Zehn vom nahen Thurme der Nikolaikirche.

„Die Uhr schlägt!“ rief er.

„Zehn, ja, ja!“

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich eine Stunde ... eine halbe Stunde nur hinaus. Diese halbe Stunde will ich mit jahrelangem Glück für Sie und die Ihrigen vergelten. Ich schwöre es, ich will Ihnen eine unabhängige Stellung verschaffen. Ich werde an meinen Vater schreiben, Sie sollen ihm selbst den Brief übergeben; er wird Ihnen und Ihrer Familie Haus und Land schenken. Hören Sie mich, ich bitte Sie.“

„Nein!“

„Sie sind hart.“

„Ich bin nicht hart, aber ich bin taub. Schweigen wir davon!“

„Weshalb soll ich schweigen? Wenn Sie sich entfernen, ohne meinen Wunsch erfüllt zu haben, werde ich vor Qual und Unruhe vergehen. In dieser Stunde ... o, weiß ich doch selbst nicht, was auf dem Spiele steht? Sie müssen mich hinaus lassen.“

„Nein.“

Döring vermochte sich nicht länger zu beherrschen. Er schien bereit zu sein, sich über seinen Gegner zu werfen.

„Sie wollen also nicht auf meine Bitte eingehen? Bereiten Sie sich denn auf einen Kampf vor, und sei es auf Leben und Tod, denn jetzt muß ich hinaus.“

Der Wachtmeister blickte ihn furchtlos an.

„Warten Sie doch ein wenig,“ bat er.

Und zu gleicher Zeit schob er eine kleine Luke in der Thür bei Seite, die sowohl von Innen wie von Außen zurückgeschoben werden konnte.

„Blicken Sie hierher. Ich bin nicht allein. Sehen Sie den Posten draußen? Wenn ich ihn rufe, wird er sofort hier sein.“

Der Posten ging gerade der Luke vorüber. Döring sah das Unüberlegte seiner Heftigkeit ein und senkte die Arme. Der Wachtmeister benutzte die Gelegenheit und entfernte sich schnell.

Jede Hoffnung war somit verloren, er würde Vincent zur festgesetzten Stunde nicht treffen können. Fast verzweifelt warf Döring sich auf sein Bett.

Er hatte jedoch nicht lange da gelegen, als eine Stimme ihn beim Namen rief.

„Wer ruft hier?“ frug er und erhob sich.

„Ein Soldat!“ antwortete die Stimme.

Es war der vor der Thür postirte Gardist, der die Luke geöffnet hatte und durch die Thür sprach.

„Sie kennen mich nicht?“ fuhr der Gardist fort.

„Nein.“

„Ich stehe bei derselben Compagnie, wie Graf Rudensköld.“

„Nun, was denn?“

„Sie kennen wohl auch den Grafen?“

„Aber flüchtig nur.“

„Ich kenne auch Sie, mein Herr, aber auch nur von Ansehen. Ich war im Reithause an dem Tage, wo Sie diesen Hofjunker ... Sie erinnern sich doch, nach Verdienst züchtigten."

„Aber, was geht das mich an?"

„Und ich habe auch von einem Duell gehört, das Sie mit demselben Hofjunker gehabt haben. Verzeihen Sie mir, aber es ist eine Schande, daß man einen so tapfern Offizier, wie Sie, hier verhaftet hat. Meine Kameraden wissen Wunderwerke von Ihnen zu erzählen."

„Das ist gut, mein Freund, laß sie nur schwatzen; aber ich habe keine Lust dazu."

„Sie wollten ja auf eine Stunde von hier heraus, nicht wahr?"

Döring fuhr aus dem Bette heraus mit einer Heftigkeit, als wenn er schon frei gewesen wäre.

„Was meinst Du damit?"

„Können Sie mir vielleicht sagen, wie ich bestraft werde, wenn ich Sie hinauslasse und Sie nicht wiederkehren, ehe ich abgelös't werde ... oder wenn irgend Jemand es während der Zeit entdecken sollte?"

„Ich vermuthe, man wird Dir eine Kugel durch den Kopf schießen."

„So, das glauben Sie. Nun, dann werde ich Sie hinauslassen."

Döring wurde nicht allein durch dieses Anerbieten überrascht, er erschrak darüber, und zwar des Soldaten

wegen. Dies war ein Muth, ein Edelmuth, den er nicht erwartet hätte.

„Bleibe Du ruhig auf Deinem Posten," bat ihn Döring, „ich darf Dein Anerbieten nicht annehmen. Wenn irgend ein Unglück passirte, ich würde mir ewige Gewissensbisse darüber machen."

„Aber Sie versuchten ja den Wachtmeister zu überreden?"

„Ja, das ist wahr, aber der könnte auch nur um sein Amt kommen, wohingegen Du ..."

„Wogegen ich mein Leben lassen müßte. Ich danke Ihnen, Herr, für diesen Unterschied zwischen dem Wachtmeister und mir. Wissen Sie wohl, ich würde Ihnen wahrhaftig nicht behilflich sein, wenn ich nur um meinen Dienst kommen könnte. Aber lassen Sie uns nicht länger schwatzen, ich muß mir jetzt die Schlüssel verschaffen."

„Die Schlüssel?"

„Der Wachtmeister ist im Zimmer hier gegenüber und hat die Schlüssel von Außen stecken lassen. Ich leihe sie nur."

„Noch einmal, mein Freund, ich erlaube nicht, daß Du Dein Leben meinetwegen auf's Spiel setzest. Ich werde hier bleiben. Also ..."

„Aber Sie müssen jetzt entschlüpfen, Herr. Wenn Sie wiederkehren, werde ich Ihnen sagen, weshalb."

Der Gardist hatte unterdessen vorsichtig die Schlüs-

sel aus der gegenüberliegenden Thür gezogen und öffnete damit diejenige, die zu Dörings Zimmer führte.

„Woran denkst Du?“ frug Döring. „Du hast ja mein Wort gehört.“

„Und Sie das meinige, mein Herr. Bst! ich höre den Wachtmeister sich der andern Thür nähern. Wohlan, wenn Sie jetzt hier stehen bleiben, werden Sie mich bloßstellen ... Wenn Sie schnell von dannen eilen, wird Keiner von uns entdeckt werden.“

„Ich kehre wieder zurück.“

„Aber ich lasse die Thür offen und behalte die Schlüssel in der Hand. Nun also, machen Sie um Gottes willen, daß Sie fortkommen ... hören Sie ... der Wachtmeister faßt schon an der Thür drüben ... Nun ... wollen Sie, daß man mir eine Kugel durch den Kopf schießt?“

Es war keine Zeit mehr zum Zögern. Döring eilte schnell vorwärts und verschwand in dem finstern Gange. —

Der Gardist lehnte die Thür leise an und hatte kaum die Schlüssel wieder in die entgegengesetzte Thür gesteckt, als der Wachtmeister heraustrat.

„Ist Alles ruhig?“ frug er den Gardisten.

„Vollkommen ruhig, Herr Wachtmeister!“

„Und der Trabant dort drinnen macht kein Wesens mehr? Er war vorher ein wenig heftig, was?“

„Er ist schon wieder ruhig.“

„Vielleicht müßte man noch einmal nachsehen!“

„Nun, ich werde schon ein Auge auf ihn haben. Verlassen Sie sich auf mich!“

„Nun gut. Gute Nacht, Gardist!“

„Gute Nacht, Herr Wachtmeister.“

## Viertes Kapitel.

---

### Die Lilie.

Döring eilte auf den von Vincent bezeichneten Ort, die Statue Gustavs I. auf dem Riddarhusplatze zu. Der Abend hatte seine leichten Schatten über den Platz verbreitet, ohne daß diese doch die Gegenstände in eine wirkliche Finsterniß hüllten. Als Döring um sich blickte, fand er eine fremde Person auf dem Platze, aber Vincent wurde er nicht gewahr.

Der Fremde war dicht in seinen Mantel eingehüllt und wanderte auf dem Platze hin und her, als erwarte er Jemand.

Döring fürchtete weniger seinetwegen, als des Gardisten halber, dessen Muth und Vertrauen zu ihm, er diese Zusammenkunft zu verdanken hatte; er zog sich deshalb, um nicht entdeckt zu werden, etwas zurück, behielt jedoch den Unbekannten im Auge.

Von der entgegengesetzten Seite des Platzes kam jetzt eine andere Person, die ihre Schritte gerade auf den Unbekannten lenkte.

Als diese beiden Männer sich näherten, bemerkte Döring bald, daß sie sonderbare Zeichen mit einander wechselten; der Letztere führte die Hand nach der linken Seite des Halses bis unter das Kinn und zwar in einer horizontalen Lage, streckte darauf die Finger aus, so daß die Hand einen Winkel bildete, führte sie darauf zur rechten Seite des Halses und ließ sie endlich mit einem leichten Schlage auf die Lende niederfallen.

Wenn Döring sich nicht selbst unter besondern Verhältnissen eingefunden hätte, durch welche sein Interesse und seine Neugierde im höchsten Grade gespannt waren, er würde wahrscheinlich diese Zeichen nicht bemerkt haben, so absichtslos und schnell wurden sie gemacht. Jetzt dagegen entgingen sie ihm nicht.

Daß die Zeichen nicht zufällig waren, sondern eine bestimmte Bedeutung hatten, davon überzeugte Döring sich, als der Andere dieselben Zeichen wiederholte.

Die beiden Unbekannten reichten einander darauf die Hände.

Döring, der wohl bemerkt hatte, daß die Beiden, als sie sich begegneten, unbekannt waren, fand diese Freundschaftsäußerung, die ohne ein einziges Wort geschah, sehr sonderbar und seine Aufmerksamkeit wurde noch gespannter.

Als sie einander die Hände reichten, schien es ihm gleichfalls, als würden drei schnelle Bewegungen des Daumen gegen den Zeigefinger des Andern gethan, aber diese Bewegungen wurden so leicht und schnell bewerkstelligt, daß er seiner Sache nicht vollkommen sicher war.

Indessen wechselten sie jetzt ein Wort mit einander und entfernten sich darauf. Sie gingen an Döring dicht vorüber und dieser hatte Gelegenheit, einen Blick in das Antlitz desjenigen zu thun, der schon auf dem Platze war, ehe er selbst anlangte.

Vincent hatte in seinem Briefe von einem Geheimnisse gesprochen, und obgleich Döring nicht wußte, in wie fern diese beiden Männer und ihre Zusammenkunft irgend einen Einfluß auf seine Verhältnisse üben könnten, folgte er ihnen doch mit der größten Aufmerksamkeit. Einmal durch Vincents Brief auf Geheimnisse hingewiesen, glaubte er solche überall zu erblicken und namentlich hier, an demselben Orte und um dieselbe Zeit, welche Vincent für ihre Zusammenkunft bestimmt hatte.

„Folgen Sie mir, aber eilig," redete ihn in diesem Augenblicke eine Stimme hinter seinem Rücken an.

Als er sich umkehrte, stand Vincent vor ihm.

„Wir haben keinen Augenblick zu verlieren," fuhr Vincent fort. „Sie waren nicht hier mit dem Schlage zehn und wir haben dadurch schon Zeit verloren. Gehen wir weiter!"

„Wohin führen Sie mich?"

„Jetzt kein Wort; wir müssen eilen. Sollte man Sie fragen, wer Sie an den Ort geführt, den wir bald betreten werden, so antworten Sie, daß der Zufall Ihre Schritte gelenkt hat. Nennen Sie Niemand bei Namen."

„Kannten Sie die beiden Männer, die sich so eben hier begegneten und jetzt noch dort gehen?"

„Ich kenne sie."

„Sie machten einander sonderbare Zeichen."

„Bemerkten Sie dieselben? Gut, vergessen Sie sie nicht."

Vincent führte Döring in eine andere Richtung, als die beiden Andern gegangen waren, und durch mehrere kleine Straßen gelangten sie endlich an ein Thor, das sich ihnen auf drei Schläge von Vincent öffnete.

In ein von einem schwachen Lampenscheine erhelltes Zimmer eingeführt, mußte Döring einen langen, weißen Mantel umhängen und eine an denselben befestigte Kapuze, die nur zwei Oeffnungen für die Augen besaß, über den Kopf ziehen. Er vermochte sein Erstaunen nicht zu unterdrücken.

„Aber wozu dies Alles?" frug er. „Ich verstehe nicht ..."

„Wenn Sie Vertrauen zu mir haben, so gehorchen Sie, ohne zu fragen; wo nicht ... so entfernen Sie sich wieder."

Döring hatte nichts gegen diese diktatorische Antwort einzuwenden; er schwieg. Vincent zog seine Uhr.

„Die Uhr ist schon ein Viertel nach zehn. Ich kann mich hier nicht länger aufhalten. In wenigen Minuten wird man Sie abholen. Lesen Sie während dessen den Inhalt dieses Blattes und befolgen Sie diese Vorschriften genau. Wenn ich Sie nicht kennte, würde ich Sie bitten, keine Furcht zu hegen, was auch geschehen möge, aber eine solche Bitte ist unnöthig. Seien Sie jedoch überzeugt, daß Leute, die Sie lieben, auch über Sie wachen. In allem Uebrigen überlasse ich Sie ruhig sich selbst."

Als Vincent dieses Zimmer verlassen hatte, durchlas Döring das Papier. Der Inhalt desselben war eine Art Ceremoniell, welches er befolgen sollte, ohne daß er jedoch weder den Grund noch den Zweck begriff.

Das Geheimnißvolle des ganzen Ereignisses ergriff ihn in wunderbarer Weise. Als er den Inhalt des Papiers auswendig wußte, steckte er dasselbe ein. Einige Augenblicke später trat eine maskirte Person zu ihm ein.

Sobald diese Döring erblickte, blieb sie stehen.

„Weshalb bist Du hier?" frug die Maske.

„Um des Buchstaben G willen," antwortete Döring, in Uebereinstimmung mit dem Inhalte des besagten Papiers.

„Was bedeutet dieser Buchstabe?"

„Eine Sache, die größer ist als Du bist."

„Hast Du gearbeitet?"

„Ja."

„Bist Du bezahlt worden?“

„Ja.“

„Wo?“

„Im innersten Zimmer.“

„Wo hast Du gearbeitet?“

„Im innern Zimmer.“

„Bist Du Meister?“

„Frage, prüfe und verwerfe mich, wenn Du kannst.“

„Wie alt bist Du?“

„Sieben Jahre und darüber.“

„Wie reisen die Meister?“

„Von Osten nach Westen.“

„Weshalb?“

„Um das Licht zu verbreiten.“

„Wie nennt Ihr den Maurer?“

„Gataon.“

„Und seinen Sohn?“

„Die Luft.“

„Die Loosung?“

„Giblim.“

„Wo bewahrst Du die Geheimnisse der Freimaurer?“

„Im Herzen.“

„Was suchst Du hier?“

„Des Lichtes Licht.“

„Folge mir.“

Döring folgte.

Er stieg mit seinem Führer mehrere Treppen hinan,

dieser klopfte endlich dreimal an eine Thür und ein größerer Saal von geheimnißvollem, düsterm Ansehen öffnete sich ihnen.

Die Wände waren mit schwarzem Tuche bekleidet und mit mystischen Zeichen und Sternen beladen. Im Hintergrunde befand sich ein Altar in der Form eines halb abgebrochenen Thurmes, und auf demselben lag ein Himmels-Globus von Glas, von innen durch drei Flammen erhellt. An dem Globus flimmerten die Sternbilder wie Diamanten. Am Fuße des Altars waren zwei gleichsam abgerissene Säulen; an der einen stand zu lesen: „Jakin", und an der andern: „Boaz". Ingleichen lagen dort Hammer, Winkel, Kelle, Wasserwage und Senkblei. Zwischen dem Altare und dem Hintergrunde des Saales war ein leerer Raum. Der Hintergrund war mit einer hohen, weiten Oeffnung versehen, von deren einer Seite die Sonne, von der andern der Mond, der letztere in mattem Farbenglanze, strahlten. An der rechten Seite des Altars stand ein vergoldeter Lehnstuhl, in welchem ein junger, ernster Mann mit einem blassen, seelenvollen Antlitze saß. Zur linken stand ein Tabouret und auf diesem saß Vincent.

In der Mitte des Saales stand ein Sarg mit einem schwarzen, mit weißen silbernen Lilien eingewirkten Teppiche bedeckt. Um den Sarg herum brannten neun Wachslichter, drei nach Osten, drei nach Süden, drei nach Westen.

Gleichzeitig mit Döring traten auch zwei andere Personen ein, wie er in weiße Mäntel gehüllt.

„Was sucht Ihr?" frug der Mann in dem vergoldeten Lehnstuhle am Altare.

„Das höchste Licht!" antwortete Döring zu gleicher Zeit mit den zwei Andern.

„Ihr seid Meister," sprach der Mann weiter, „Meister im großen Gebäude des Weltalls, eingeweiht in die großen Geheimnisse des Menschenlebens, mächtig im Schimmer des Erdenlichts; die Forschungen des Geistes fahren jedoch fort und Ihr wollt jetzt in das Gebäude des Sternenhimmels einblicken, um auch im himmlischen Lichte selbst zu herrschen. Wohl Euch! Was ist Jakin und Boaz, diese zwei Säulen am Eingange des Tempels Salomo's gegen den Thurm zu Babel, der, wenn er einst fertig sein, auch den Sternenhimmel tragen wird? Was ist die Kelle gegen Gottes Hand, der die Schöpfung gemauert? Was ist die Wasserwage gegen die Sonne? Was ist der Hammer gegen den Donner des Himmels, was ist das Senkblei gegen des Lichts unendlichen Strahl, was ist der Winkel gegen den Vieleck der Welt?"

---

Die eigentliche und wahre Freimaurerei hat edle und der Menschheit nützliche Zwecke. Sie sucht alle Menschen in eine gemeinsame treue Brüderschaft zu vereinen.

In der Stiftung und den Institutionen der Freimaurerei liegt nothwendiger Weise ein Mysterium. Die Freimaurerei ist gerade ein solches, das nie vollständig ausgesprochen und beschrieben werden kann, weil sein Ideal ein unendliches ist, und die Wirkungen des Ordens eigentlich nicht sichtbar sind und deshalb in Rede und Schrift nie anders als in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt werden können.

Aber die Freimaurerei ist oft als Deckmantel der Charlatanerie und Betrügerei benutzt worden; bald hat sie sich als Mysticismus oder Alchymie, bald als Politik oder Illuminatismus, bald als Jesuitismus oder Jakobinismus u. s. w. offenbart. Unter allen diesen Abarten nehmen vielleicht die sogenannten asiatischen Brüder den merkwürdigsten Platz ein, nicht allein, weil man in ihren Statuten sehr viel von dem wiederfindet, was der clerikalen Tempelmaurerei so wie der ungarischen und hermetischen zu Grunde liegt, sondern sie besitzen namentlich für Schweden ein großes Interesse, weil dieser Orden eine kurze Zeit hier eine gewisse, wenn auch ziemlich vergängliche Rolle spielte.

Gleich einem zweiten Cagliostro trat der uns durch Reuterholms phantastische Erzählungen, seine Gesichter- und Geistererscheinungen in Neapel betreffend, bekannte Boheman als das sichtbare Oberhaupt dieses Ordens in Schweden auf. Derselbe bereis'te insonderheit das nördliche Deutschland und Scandinavien und sein Feld

waren unter andern auch die kleinen deutschen Höfe. Selbst Damen wurden in diesen Orden aufgenommen.

---

Der Redner schwieg eine Weile, während er forschend um sich blickte.

„Alles im Tempel ist Euch bekannt," begann er wieder langsam und feierlich, „Ihr seid Meister der sämmtlichen Grade, und sämmtliche Schlüssel sind in Euern Händen. Ihr seid eingegangen durch 3, 5 und 7. Ihr seid gewandert von J bis B und habt nachher die drei Meisterschritte gethan. Ihr habt gesessen im Allerheiligsten und seid bedeckt gewesen mit weißem Taffet, mit Sternen von Gold und goldènen Thränen. Ihr habt Salomo in der Mitte des Tempels repräsentirt, Ihr seid nicht allein durch den dritten Raum gegangen, dort Salomo berathschlug im Angesichte der heiligen Dreifaltigkeit, sondern Ihr seid auch durch die Räume des Morgensterns gegangen. Ihr wißt, was die drei J, die im flammenden Triangel stehen, bedeuten: die Dreieinigkeit. Ihr kennt den Baumeister auf dem Berge Abvon, Schiboleth, und wißt, daß es Stolkin war, der den Verräther Abiram fand.

„Aber Ihr habt doch nicht das Licht gefunden, das Ihr suchtet, und keiner hat es vermocht, Euch ferner zu erhellen.

„Das Licht, das der Geister höchstes Licht ist, ruht

unter dem Siegel der höchsten Geister bis zu der Stunde, die verzeichnet steht im Buche der Offenbarung, Cap. 16. Armagöddons Thüren werden sich jedoch bald öffnen und der siebente Engel wird seine goldene Schaale ausschütten. Der, welcher begabt ist, der höre und sehe!"

„Ihr steht auf der untersten Stufe der Treppe, die zum höchsten Lichte führt; einst werdet Ihr auf der obersten stehen. Ein Mondlicht wird erst über Eure Häupter steigen, um Eure Augen vorzubereiten auf das Sonnenlicht. Der König des Osten wird streiten und kämpfen, um Euch mit dem Könige des Westen und dieser wird jenem weichen müssen. Es ist ein Streit am Flusse Hiddehel, ein solcher, wie verzeichnet steht im Daniel, Cap. 10."

Nach einer Pause erhob der Redner wieder seine Stimme, aber diesmal klang dieselbe stärker und kräftiger als vorher.

Und während er sprach, versank allmählig der Mond, aber die Sonne erhob sich, jedoch mit einem immer mattern Glanze.

Und ein dumpfer Donner begann gleichsam in weiter Entfernung zu rollen.

„Die Welt ist von Hieroglyphen zusammengesetzt," fuhr der Redner fort. „Dies wißt Ihr; aber was die Hieroglyphen bedeuten, das ahnt Euch nur.

„Die Geschichte der Schöpfung ist für Euch nicht abgeschlossen. Die Welt ruht noch heute im unendlichen

Raume wie ein Todter in seinem Sarge. Die Auferstehung ist die zweite Schöpfung und die Verklärung ist die letzte.

„Todt, sagte ich; Alles ist todt, nur nicht das Licht; und ein halbes Licht ist ein halber Tod — Ihr lebt und doch seid Ihr todt."

Bei diesen Wörten erlosch fast die Sonne ganz und der Donner nahm zu.

„Die Welt ist todt, die Finsterniß ist todt, die Sünde ist todt. Welt, Finsterniß und Sünde — es ist ein dreifaltiger Tod, es ist Verrath gegen das Licht und gegen denjenigen, der es offenbart hat. Den Verrath bestraft der dreifaltige Tod.

„Schwört Ihr mir ewiges Schweigen, so schwöret dreimal bei 3 und 5 und 7."

„Ich schwöre!" antwortete Döring. Und er hörte die beiden Andern dieselbe Antwort geben.

Der Donner rollte dabei immer stärker.

„Ich schwöre ..."

Die Sonne in der Vertiefung im Hintergrunde erlosch.

„Ich schwöre ..."

Nur noch die schwach flimmernden Lichter erhellten den Saal und es wurde fast finster.

„Der Himmel empfängt Euren Schwur und die Geister hören Euch!" begann der Redner wieder, indem er sich erhob. „Oeffne dich, Himmel, und sende einen

leuchtenden Blitz herab, um uns zu zeigen, was die Welt ohne Auferstehung und ohne Verklärung ist, was die Finsterniß ohne Licht ist, was unsere Kenntnisse sind, wenn der Schleier des Staubes unsern Blick umhüllt!"

Der Redner schwieg, der Donner steigerte sich.

Döring fühlte sich sonderbar zu Muthe. Er blickte Vincent an. Dieser saß bleich und düster, den Blick zu Boden gesenkt.

Jetzt hörte er den Redner einige Worte hersagen, deren Bedeutung er nicht verstand.

Ein Blitz durchzuckte den Raum und erhellte denselben mit einem augenblicklichen klaren Glanze.

Die Decke war von dem inmitten des Saales stehenden Sarge verschwunden, und als Döring seine Blicke in denselben warf, fand er dort ein Gerippe.

„Seht dort, was die Welt ist ... Nur Staub."

Aber ein Donnerschlag erschütterte in diesem Augenblicke den ganzen Raum, der Blitz und die Lichter erloschen, und es ward finster.

Es entstand auf's Neue eine lange Pause.

„Denn," fuhr der Redner fort, „wie die Verdammniß einer Sünde wegen über alle Menschen gekommen, so kommt auch durch die Gerechtigkeit eines Einzigen, die Gerechtigkeit des Lebens über alle Menschen."

„Und ich sah einen Engel vom Himmel kommen, und er trug einen Schlüssel und eine Kette in seiner

Hand. Mit der Kette band er die alte Schlange und mit dem Schlüssel stieß er sie auf ewig in einen Abgrund.

„Und die Grenze zwischen Erde und Himmel, zwischen Tod und Leben und Finsterniß und Licht verschwand. Alles wurde Himmel, Leben und Licht.

„Und der Engel war wie eine Lilie; und die Flügel waren wie die Blätter der Lilie, und aus dem Kelche blickten seine Augen wie klarer Morgenthau.

„Und die, welche begabt sind, werden hören und sehen.“

Und er schwieg wieder und eine sanfte Musik tönte und ein Strahl von Licht schoß aus dem Hintergrunde hervor.

„Und der Himmel ist eine Lilie, die sich mit glänzenden Blättern über die Erde breitet, und das Licht ist eine Lilie, die allmählig in ihrer Entwickelung die Finsterniß verzehrt; und das Leben ist eine Lilie, die über das Reich des Todes blüht.

„Kommt, kommt, kommt!“

Und die Musik und das Licht strömten auf einmal heran, als wenn die Töne und Strahlen mit einander wetteiferten, sich zu entwickeln.

Und inmitten der Vertiefung im Hintergrunde glänzte die Sonne in orientalisch blühender Mittagspracht.

Ein Ausruf der Bewunderung und des Erstaunens entschlüpfte den beiden, Döring unbekannten Männern.

Aber auch Döring vermochte nicht einen Ausruf des Erstaunens zu unterdrücken, als sein Auge auf die Stelle fiel, wo soeben der Sarg gestanden, und derselbe nicht allein verschwunden war, sondern anstatt seiner ein Cherub von glänzendem Silber, dessen ausgebreitete Flügel die Blätter einer großen, prächtigen Lilie bildeten, ihn anblickte.

„Da, wo der Staub soeben alle Welt in der Gestalt des Todes erscheinen ließ, da hat das Licht jetzt die Lilie des Lebens entwickelt; erblickt dort das große Mysterium der Schöpfung, das Problem der Forschung, das Symbol der Finsterniß und des Lichts, des Staubes und des Geistes."

Die Verwandlung war wie durch einen einzigen Zauberschlag geschehen.

„Blickt in die Sonne und eine Offenbarung wird sich zeigen. Saget mir, was Ihr sehet?"

„Ich sehe," antwortete einer von Dörings Nachbarn, „einige Flecken in der Sonne."

„Betrachte diese Flecke näher. Ein Fleck in der Sonne ist kein Fleck."

„Unten sehe ich einen Schatten, derselbe gleicht einem Bocke."

„Weiter."

„Darüber erhebt sich ... was sehe ich ... einen andern leichten Schatten: es ist eine Leiter."

„Weiter."

„Aber ganz oben lehnt sich die Leiter gegen ein unendliches, klares, strahlendes Licht: dasselbe gleicht einem Auge.“

„Es ist Gottes Auge.“

„Sehet, das ist unsere Weisheit, unser Weg und unser Ziel, die Wurzel, der Stengel und die Blume. — Die Bedeutung der ewigen Lilie.

„Drei Engel,“ fuhr der Redner fort, „drei Wahrheiten werden zu Euch kommen mit Offenbarungen, um Euch in die Mysterien der Lilie einzuweihen.

„Der erste Engel wird Euch die Bedeutung der Chiffre der Natur, der zweite die Bedeutung der Zahlen 3, 5 und 7 offenbaren. Und wenn der dritte kommt, wird der Vorhang zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft reißen und es wird Euch gegeben werden, das Schicksal der Staaten und Menschen zu schauen.“

Und nun erklärte der Redner in der überschwenglichen, bilderreichen Sprache der damaligen mystischen Philosophie oder philosophischen Mystik die Bedeutung und die Worte dieser drei Engel, welche sie an die Menschheit richten würden.

„Aber was rede ich,“ sprach er weiter, „Ihr steht noch auf der untersten Stufe, die zum höchsten Lichte der Lilie führt, und es ist mir nicht erlaubt, Euch die Hieroglyphen der Natur zu deuten — Ihr selbst müßt suchen, dann werdet Ihr auch finden, den Schlüssel habe ich Euch in die Hand gedrückt — suchet! und bald

werdet Ihr finden, daß selbst der kleinste Theil der Natur ein Wort ist; forschet! und bald werden sich die Worte zu einem einzigen, ewigen, unsterblichen Sinne reihen, in welchem die unendliche Wahrheit Gottes wohnt. — Im Kelche der Lilie ruht die Weisheit des Meisters."

Hier schwieg der Redner.

Döring hörte einen tiefen Seufzer den Lippen eines der beiden unbekannten Männer entschlüpfen, die in seiner Nähe standen.

„Meister, Du bist weise!" äußerte der Unbekannte.

Ohne sich erinnern zu können, wo er diese Stimme früher gehört, schien es Döring, als müsse er sie kennen.

„Die 5," fuhr der Redner fort, „bedeutet die fünf Glückseligkeiten, die 7 bedeutet die Kräfte und die 3 den Ursprung aller Dinge durch den Vater, die Mutter und deren Erzeugungen selbst, den Sohn. Das Wesen des Vaters ist dargestellt durch die Sonne, das mütterliche oder das, worauf das göttliche oder väterliche wirkt, durch den Mond, der das Licht der Sonne empfängt. Der Sohn wird stets als ein kleines Kind dargestellt. Das väterliche wird auch in Hieroglyphen durch Osiris und das mütterliche durch Isis, der Sohn oder die Erzeugungen der Welt durch ein Kind dargestellt, der im Schooße Isis ruht und Egyptens Horus ist. Während die Sonne und der Mond das väterliche und mütterliche darstellen, sind die Planeten ein Ausfluß des Sohnes.

Aber die Planeten sind wiederum durch Metalle (Merkurius, Mars u. s. w.) dargestellt, woraus folgt, daß das Reich der Metalle insonderheit ein Sohn der Sonne und des Mondes oder des Aethers und des feinsten Wassers ist: denn durch den Aether bricht sich das Sonnenlicht in seinen sieben Farben. Das feinste Wasser der höchsten Regionen oder der Aether — Aesch-Majim, ist die erste Grundbasis aller Metalle.

„Aber dieser Aether verwandelt sich durch gewisse Luftzusammensetzungen in Kalkarten. Es ist aus diesen Arten, daß es einigen wenigen der eingeweihten Meister der Natur, weisen Auserkohrnen der Vorsehung, mittelst wunderbarer Prozesse gelungen ist ... Gold zu erzeugen.

„Im Kelche der Lilie ruht die Meister-Probe."

Bei diesen Worten hörte Döring einen neuen Ausruf der Freude und Ueberraschung der beiden Unbekannten. Döring selbst fühlte sich dahingegen nicht in derselben Weise durch die Worte des Redners überrascht, aber um so mehr durch die Stimmen seiner Nachbarn; er mußte diese Stimmen irgendwo früher gehört haben. Unwillkürlich verdoppelte er auch jetzt seine Aufmerksamkeit, und mit Entsetzen überzeugte er sich zuletzt durch ihr Flüstern, daß es der Herzog und Reuterholm seien, die neben ihm standen. Er dachte unwillkürlich an die Art und Weise, in welcher er seinem Arreste entschlüpft

war, und es erfaßte ihn ein Schauder, als er sich die Möglichkeit vorstellte, entdeckt zu werden.

„Aber," begann der Redner wieder, „im Finstern ist Alles finster, im Lichte Alles Licht. Dem Heiligen ist Alles heilig, dem Unheiligen Alles unheilig. — Les't Daniel Cap. 10 und Samuel Cap. 28, und Ihr werdet sehen, daß es Geister giebt, von deren Athem der Vorhang zwischen Erde und Himmel, zwischen Tod und Leben zerreißt.

„Aber die wunderbare heilige Formel, die Michael von der Höhe herab und Saul aus der Gruft der Todten rief, kennt Ihr nicht. —

„Durch mich soll Euch diese Formel werden, wenn Ihr geprüft seid und die Stunde gekommen.

„Im Kelche der Lilie ruht das Meisterwort."

Die gespannte, sich immer steigernde Aufmerksamkeit, mit welcher Dörings Nachbarn dem Redner folgten, entging seinem forschenden Blicke nicht. Mitunter hörte er sie nach Athem schöpfen, mitunter wagten sie wiederum kaum zu athmen. Bald beugten sie sich lauschend, bald thaten sie sogar einen Schritt vorwärts. Döring fühlte diese Theilnahme nicht. Er empfand zwar ein gewisses Erstaunen über das, was er sah und hörte, aber er vermochte es nicht recht zu begreifen, und am allerwenigsten konnte er sich erklären, weshalb Vincent ihn hierher geführt hatte.

Seitdem er sich überzeugt hatte, daß es der Herzog

war, der neben ihm stand, fürchtete er am meisten eine Demaskirung.

„Drei Engel haben Euch ihren Willen verkündet," fuhr der Redner fort, „und den Schlüssel in Eure Hand gedrückt zu den drei Herzblättern im Kelche der Lilie: die Erkenntniß, die Prüfung und das Wort."

Es trat ein langes Schweigen ein. Es schien als wollte der Redner seine Gedanken sammeln. Vincent hatte während der ganzen Zeit mit auf den Boden gerichtetem Blicke gesessen.

„Damit Ihr glauben mögt, müßt Ihr auch sehen!" brach der Redner das Schweigen.

Die Stimme des Redners war stark und feierlich. Er hatte sich wieder emporgehoben und sein Blick strahlte vor Begeisterung.

„Hochgeborner Fürst, Du der weiseste Vicarius Salomo's, tritt näher!"

Derjenige der beiden unbekannten Männer, der Döring am nächsten stand, schritt bei diesen Worten auf den Altar zu. Dieser war somit der Herzog.

„Wie in einem aufgeschlagenen Buche lese ich in Deinem Herzen und Deiner Seele. — Sammle Deine Gedanken auf einen einzigen Gedanken, auf einen einzigen Wunsch, damit ich erblicke, was Du von mir forderst."

Es folgte wiederum eine Todtenstille. Der Redner blickte während derselben unverwandt den Herzog an.

„Ich weiß, was Du denkst. Ich weiß, was Du wünschest. Dir geschehe wie Du willst.“

Bei diesen Worten ergriff der Redner einen auf dem Altare liegenden kurzen vergoldeten Stab in der Form eines Scepters, machte dreimal das Zeichen des Kreuzes über den Kopf des Herzogs und gegen die Sonne im Hintergrunde.

Bei dem ersten Zeichen erblaßte das Gold der Sonne, bei dem zweiten hörte sie auf zu strahlen, bei dem dritten verschwand sie und der Raum ward finster.

Ein wunderbares Gefühl ergriff Döring.

Der Redner sprach darauf in kurzen, abgebrochenen Worten, in einer Döring unbekannten Sprache. Es war eine Beschwörung, die ungefähr eine Viertelstunde dauerte und der Redner erhob mitunter seine Stimme in einer erstaunlichen Weise, man hörte, daß er bis zur Exaltation begeistert war und man glaubte fast ihn zu verstehen, obgleich man kein einziges Wort verstand.

Jetzt rief er dreimal den Namen des verstorbenen Gustav III. aus. Ein fürchterlicher Donner rollte und ein Blitz erleuchtete den finstern Raum. Eine Gestalt in blutige Leinen gehüllt, entstieg gleichsam der Erde im Hintergrunde des Saales. Das Antlitz der Gestalt war blaß wie eine Leiche und die Augen gläsern und stierend, die Züge waren jedoch den Portraits von Gustav, welche Döring gesehen hatte, so ähnlich, daß er ihn sofort erkannte.

„Weshalb rufst Du mich?“ frug das Gespenst.

„Sage uns die Zukunft Deines Bruders, Herzog Karls.“

Das Gespenst schwieg.

„Ich befehle Dir, zu antworten. Soll er den Königsthron Schwedens besteigen?“

„Er soll es.“

„Durch welche Macht soll er ihn besteigen?“

Das Gespenst schwieg wieder.

„Rede, ich befehle es. Soll er ihn durch 8, 5 und 7 besteigen?“

„Er soll es.“

Das Gespenst zog sich jetzt zurück, als wollte es sich entfernen.

„Steh! ich habe das Recht, Dir drei Fragen vorzulegen.“

„Frage!“

„Welches Schicksal erwartet Deinen Sohn?“

Anstatt der Antwort wurde das ganze Haus wie von einem gewaltsamen Erdbeben erschüttert und der Raum von einem neuen Blitz erleuchtet, bei welchem man das Gespenst in die Erde durch den geöffneten Fußboden sinken sah. Alles war jetzt wieder finster und stumm. Als aber der Raum wieder gleichsam durch unsichtbare Hände erhellt worden war, lag der Herzog knieend am Altare.

„Hörtest und sahst Du Deinen eigenen Gedanken?“ frug der Redner.

„Ja!“ antwortete der Herzog, aber seine Stimme zitterte.

„Schalam Alecha“ (Gott segne Dich und mache Dich groß), fuhr der Redner fort, und machte auf's Neue drei Zeichen des Kreuzes über seinem Kopfe, worauf er hinzufügte: „Gas soletobah“ (Gott hat es so verordnet).

In diesem Augenblicke wurde der Redner von einem heftigen Lärm von außen unterbrochen, der mit dem, was in diesem Raume geschah, in keinem Zusammenhange zu stehen schien. Alle Blicke wandten sich auch nach der Thür. Der Lärm fuhr unterdessen fort und nahm immer zu. Döring bemerkte eine gewisse Unruhe im Antlitze des Beschwörers, und sah auch, daß Vincent jetzt zum ersten Male lauschend seinen Blick erhob. Man begriff bald, um was es sich handelte. Der Lärm kam vom Eingange des Hauses, in welchem sie sich befanden; Jemand schien sich durch ein ungeduldiges Schlagen an das Thor Eintritt verschaffen zu wollen. Bald hörte man auch, wie dasselbe sich öffnete und schnelle Schritte die Treppe hinaneilten.

„Verrath!“ rief der Redner.

Bei diesen Worten erhob Vincent sich von seinem Platze. Seine Blicke richteten sich auf die Thür.

„Herzog,“ fuhr der Redner fort, „zeige Deine fürstliche Macht.“

Der Herzog erhob sich langsam, wie aus einem Traume erwachend. Reuterholm ... denn der zweite Unbekannte neben Döring war kein anderer ... wandte sich gegen die Thür. Selbst zog Döring sich etwas seitwärts, um in der Entfernung das betrachten zu können, was geschehen würde.

Man klopfte jetzt heftig an die Thür des Saals.

„Oeffnet! öffnet!“ rief man von außen.

Reuterholm warf die Capuze von seinem Kopfe zurück und näherte sich der Thür. Zorn und Erbitterung zeigten sich in seinen Zügen.

„Ich werde öffnen!“ antwortete er.

Als die Thür aufging, trat zwar nur eine Person ein, aber mehrere andere standen draußen.

„Verrath!“ rief auch der Eintretende.

Als Döring in diesem denselben Unbekannten wieder erkannte, den er vorher an der Statue Gustavs I. gesehen hatte, begann sein Herz gewaltsam zu klopfen; er ahnte, daß es jetzt ihm gelte. Er irrte sich auch nicht.

Mit Erstaunen blickten die Anwesenden einander an.

Vincent hatte sich emporgehoben, und bleich und ernst richtete er seinen Blick auf den Eintretenden. Dies war gerade nicht geeignet, Döring zu ermuntern.

„Du?“ sagte Reuterholm. „Was heißt das: Du?“ wiederholte er. „Welche sind denn wir?“

„Verrath!“ wiederholte bei diesen Worten der Redner, nahe am Altare mit seinem Beschwörungsstabe

stehend. Man hat hier einen falschen Recipienten eingeführt und nicht den richtigen. Entblößt Eure Gesichter!" befahl er darauf.

Als die Capuzen niederfielen, sah Döring, wie die Augen Aller mit der höchsten Erbitterung auf ihn gerichtet waren. Bei dem Anblicke des Herzogs, des Landesregenten, und Reuterholms, des Regenten Regent, wurde er im höchsten Grade über seine Lage beunruhigt.

„Richtet ihn!" rief der Redner. „Zeigt Euch des Lichtes würdig, das ich über Euch habe ausstreuen lassen. Ich lege das Heiligthum der makellosen Lilie Dir, o Fürst, zu Füßen. Verzeih dem Verräther, und Du wirst die Lilie in den Staub treten; bestrafe ihn, und Du machst Dich würdig, auf einmal in ihren allerheiligsten Kelch zu blicken. Du besitzest die Macht!"

Döring fühlte sich tief niedergeschlagen. Schon des Majestätsverbrechens angeklagt und verhaftet, klagte man ihn jetzt des Verraths an. Er warf einen fragenden Blick auf Vincent, aber dieser beobachtete nichts destoweniger ein räthselhaftes Schweigen. Er hatte sich eingestellt, um in ein Geheimniß, ihn selbst betreffend, zu blicken; aber bis jetzt hatte er nur von den Geheimnissen Anderer reden gehört, und was am gefährlichsten war, er kannte jetzt, was er früher nicht geahnt, das Geheimniß des Herzogs, seine Träume, den Thron zu besteigen.

Er glaubte einen Augenblick, von Vincent in eine eben so dreist gesponnene wie teuflisch angelegte Intrigue

gelockt zu sein, obgleich er den Grund dazu nicht zu erforschen vermochte.

Döring hatte sich unwillkürlich in die Nähe der Thür zurückgezogen; die Uebrigen aber berathschlagten am Altare.

Der so eben angelangte, Döring unbekannte Mann erzählte, daß er von seinem Führer aufgehalten und an verschiedene Orte geführt, endlich dahinter gekommen sei, daß derselbe nicht dem Orden angehöre, sondern ein gekauftes Werkzeug sein müsse. Ohne es jedoch verhindern zu können, habe er denselben sich entfernen sehen müssen, allein sei er jetzt hierher geeilt.

Es verstrich eine Viertelstunde, die Ungewißheit war Döring äußerst peinlich, aber er vergaß fast sein eigenes Schicksal, als er die Uhr halb Elf schlagen hörte und er sich dabei lebhaft des uneigennützigen Vertrauens des braven Gardisten erinnerte, und daß derselbe, wenn er in einer halben Stunde nicht zurück sei, durch seinen unvorsichtigen und vielleicht zu leichtsinnigen Ausflug möglicherweise sein Leben einbüßen müßte. Dies war ihm ein schmerzlicher, grausamer Gedanke.

„Sterben, sterben, sterben, sterben!" votirte man in diesem Augenblicke am Fuße des Altars.

Döring hörte die kurzen Worte, die ein dumpfes Echo in seinem Inneren hervorriefen.

Die Berathschlagenden hatten ihre Degen gezogen,

und Jeder senkte bei seinem Votum die Spitze feierlich zu Boden.

„Sterben ist verschwinden, verschwinden ist sterben!“ sprach der Redner, der jetzt wieder seinen Sitz eingenommen hatte.

In diesen drohenden Worten lag so viel Ernst, daß Döring ihre Bedeutung nicht bezweifeln konnte.

Er fürchtete den Tod nicht, und doch empfand er ein schauerliches Gefühl.

Er begriff sehr wohl das Votum seiner Richter, und war gerecht genug, dies Votum von ihrem Standpunkte aus gelten zu lassen. In ungehöriger Weise hatte er die höchsten Geheimnisse ihres Ordens kennen gelernt, und sie hatten keine andere Wahl, als ihn zu beseitigen. Wenn auch eine solche Beseitigung eine Uebertretung der Gesetze des Staates war, so geboten doch die Gesetze des Ordens diese Ausnahme.

Er stand einem Inquisitionstribunal gegenüber, wo die Gewalt die Macht, das Interesse das Recht war, und er bereitete sich auf das Aergste vor.

Selbst von dem Glauben an die göttliche Bedeutung des geheimen Ordens beseelt, glaubten sie gleichfalls im Namen der Gottheit richten zu können, welcher sie dienten.

Dörings Urtheil war bereits gesprochen.

Der Beschwörer erhob seinen Zauberstab und schlug mit demselben auf eine neben dem Altar hängende me=

tallne Scheibe. Diese gab einen starken, klingenden Ton von sich. Bei dem zweiten Schlage theilte sich der Vorhang in der Nähe der Thür, und man erblickte die Mündung eines finstern Ganges. Im nächsten Augenblicke erschien in demselben eine maskirte, fast riesenhafte Gestalt in Schwarz und Roth gekleidet.

Der Anblick dieser düstern Maske steigerte das Grauenhafte der ganzen Scene.

„Folge der Maske!“ befahl der Redner Döring.

Im ersten Augenblicke kam diesem der Gedanke, sich zur Wehr zu setzen, aber im nächsten verwarf er denselben, weil doch immer der Herzog und Reuterholm ihn finden würden. Er entschloß sich somit, zu gehorchen, wenn er auch Vincent verfluchte, der ihn in diese Falle gelockt hatte.

Kaum hatte er jedoch den ersten Schritt gethan, als er wieder stehen blieb. Er wollte reden und sich erklären; Vincent verdiente nicht länger geschont zu sein. Aber in diesem Augenblicke erinnerte er sich Vincents Aeußerungen über seinen Muth und Charakter, welche keiner Aufmunterung bedurft hätten; ein stolzes Gefühl erhob ihn und es erfreute ihn, durch ein muthiges Auftreten selbst in seinem Schweigen Vincent demüthigen zu können, dessen Blicke ersichtlich den seinigen auswichen.

„Gehorche!“ befahl der Redner.

Es schien, als sei man über Dörings Absichten beunruhigt. Sein Blick, sein Gang, seine ganze Gestalt

und alle seine Bewegungen zeugten von einer Entschlossenheit, die die Anwesenden einen gewaltsamen Auftritt fürchten ließ. Aber Döring warf nur einen kalten, gleichgiltigen Blick auf sie und trat dreist auf die Maske zu, die ihn erwartete. „Ich werde zeigen, daß ich nichts fürchte, nicht einmal den Tod,“ dachte er und legte dreist seine Hand in die der Maske, welche dieselbe mit eiserner Kraft umschloß.

Noch einmal blickte Döring jedoch zurück. Vincent erschien ihm in diesem Augenblicke anders als vorher.

Eine starke Regung schien in seinem Innern zu arbeiten. Er trug seinen Kopf hoch und in würdiger Haltung, aus seinen Augen sprachen Feuer und Kraft.

Die Uebrigen beobachteten Schweigen. Der Gedanke, daß es dem Leben eines jungen Mannes galt, schien sie gleichsam zu lähmen.

„Eilen wir schnell von hier!“ raunte Döring der schwarzen Maske in's Ohr.

Als er sich aber jetzt entfernen wollte, befahl eine Stimme ihm, zu stehen, und Döring fühlte sich unwillkürlich wie festgebannt.

Vincent war vor den Altar getreten, und die Aufmerksamkeit Aller schien jetzt mit Erstaunen auf ihn gerichtet zu sein.

„Ein neuer Verrath!“ rief Boheman — dieser war der Redner — und Entsetzen sprach aus seinem Antlitz.

„Brüder, bildet einen Kreis um Euern Meister, die Lilie ist in Gefahr.“

Während er sprach, schlug er drei Mal mit dem Zauberstabe gegen die Metallscheibe; beim dritten Schlage rollte der längs den Wänden sich ziehende schwarze, mit goldenen Sternen besäete Vorhang in die Höhe, und eine Reihe bis jetzt verborgener, in die Geheimnisse des Ordens eingeweihter Personen kamen zum Vorschein.

Ein dumpfes Gemurmel des Unwillens gab sich gegen Vincent Luft. Döring, der jetzt zu vermuthen begann, daß Vincent ihn wenigstens nicht vorsätzlich hintergangen habe, eilte muthig an seine Seite heran, um ihm beizustehen.

Vincent schwieg, bis das Gemurmel sich legte. Der Herzog und Reuterholm, so wie die dritte, Döring unbebekannte, zuletzt eingetretene Person hatten sich Boheman angeschlossen. Dieser stand da mit aufgehobenem Zauberstabe. Die Stirn des Herzogs hatte sich in drohende, düstere Falten gelegt, Reuterholms Augen sprühten fast Feuer.

Döring fühlte sich erfreut, fast glücklich. Der Augenblick riß ihn hin; er dachte an das Vergnügen, sich vertheidigen, seine Gegner bekämpfen zu dürfen.

Bald kehrte die Stille wieder.

„Senke den Stab!“ sprach jetzt Vincent. „Besinnt und beruhigt Euch. Hier gibt es keinen Verrath.“

Aber Vincent wurde von den Uebrigen unterbrochen.

„Erkläre Dich, erkläre Dich!“ rief man ihm von allen Seiten entgegen.

Vincent blickte ruhig um sich.

„Mich erklären?“ wiederholte er. „Wohlan denn, auf meinen Befehl ist der dritte hochzuverehrende Bruder auf seinem Gange hierher aufgehalten worden, und wenn nicht sein klarer Blick die Absicht seines Führers entdeckt hätte, er würde noch nicht hier sein.“

Die Anwesenden vermochten einen dumpfen Ausdruck des Unwillens nicht zurückzuhalten.

„Auf meinen Befehl,“ fuhr indessen Vincent fort, „ist jener junge Mann, Namens Döring, hier eingeführt worden.“

Der Unwille gab sich jetzt Luft in noch heftigern Worten.

„Döring kennt jetzt die Geheimnisse der Brüder: thue deshalb auch ein Jeder das Seinige, um ihm eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu verschaffen, in welcher er uns zu nützen vermag.“

Als Vincent die Geheimnisse des Ordens nannte, erblaßte der Herzog sichtlich und Reuterholm zog sich einen Schritt zurück; sie besannen sich, daß er auch die ihrigen kannte. Aber dem letztern entsank der Muth nur einen Augenblick.

„Führe ihn laut des Urtheils ab!“ befahl er.

„Ruhe!“ befahl Vincent.

„Wer bist Du?“ frug Boheman, „der Du wagst,

uns so gegenüber zu treten. Ich kenne nur einen Einzigen, der das Recht hätte."

„Und dieser Einzige bin ich!" fuhr Vincent fort und schlug seinen Mantel zurück. Ein Stern an ein regenbogenfarbiges Band befestigt blitzte der Versammlung entgegen. Der Stern stellte eine Sonne dar, in deren Mitte eine Lilie von kabbalistischen Zeichen umgeben.

Alle senkten ihre Häupter. Wie gelähmt sank Bohemans Hand mit dem Zauberstabe.

Nur der Herzog erhob seine Stirn und näherte sich Vincent, wie ein Fürst sich einem andern nähert. Aber sein Gang war etwas schwankend oder furchtsam.

„Unsichtbarer Großmeister der Brüder des nordischen Kreises," sagte er; „auch Du erblicktest Gustavs Schatten; bestätigst Du seine Worte?"

„Ja!"

Und Vincent erhob die Hände und wandte sich nach Osten, Westen, Süden und Norden, gleichsam segnend, während er Worte sprach, die Döring nicht verstand.

„Ich empfehle Döring Ihrer Gunst, Herr Herzog," sagte er darauf; „ich habe ihn geprüft und würdig gefunden."

Darauf befahl er Döring, ihm zu folgen; als er aber hinter den Altar gelangte, blieb er noch einmal stehen.

„Mein Weg geht von Westen nach Osten, von Süden nach Norden," sprach er an die Versammlung; „ich handle unsichtbar, ich bin wie die Feuersäule in der

Wüste, ich komme und verschwinde, ohne Spuren zu hinterlassen."

Und noch einmal streckte er segnend seine Hände aus.

---

Vincent führte Döring dem Altar vorüber durch die Wölbung im Hintergrunde des Saales; sobald sie aus diesem getreten waren, befanden sie sich in einigen kleinen, hübschen, wohlmeublirten, erhellten Zimmern.

Döring bewunderte Vincent und schloß sich an ihn mit der Wärme eines Jünglings. Er fühlte auch ein lebhaftes Bedürfniß, seine Dankbarkeit und seine Gefühle auszusprechen.

„Lassen wir das bis auf ein ander Mal," bat ihn jedoch Vincent, als er zu reden begann. „Wir dürften wichtigere Dinge zu besprechen haben."

Sie standen jetzt vor einer Doppelthür, die in ein anderes Zimmer führte.

„Du hast bereits Proben von Seelenstärke, Vertrauen und Muth gegeben," fuhr Vincent fort, „und doch frage ich Dich jetzt, ob Du wirklich Muth besitzest?"

Döring schwieg, blickte aber erstaunt auf, und Vincent schaute ihm auch nur in's Auge, drückte ihm die Hand und öffnete die Thür.

Im Zimmer erblickte Döring nur eine einzige Person, aber diese zog auch seine ganze Aufmerksamkeit auf sich.

Vor einer Vertiefung oder Nische in der Wand, vor welcher wiederum ein in der Mitte offener Seidenvorhang herabhing, knieete eine Dame in einem langen weißen Gewande. Es schien, als bemerkte sie das Eintreten Dörings und Vincents nicht, wenigstens blieb sie ruhig liegen. Döring hatte also Zeit, sich umzuschauen. Das Zimmer war nicht besonders prachtvoll meublirt, es war eher ganz einfach. Das einzige Ungewöhnliche war ein kleines Piedestal an der einen Seite der Nische, auf welchem ein abgelaufenes Stundenglas stand.

Die knieende Dame schien gebetet, und während des Gebets nicht allein die Zeit, sondern auch sich selbst vergessen zu haben. Zwischen dem in der Mitte getrennten Vorhange erblickte Döring einen Theil eines Portraits. Er erblickte einen Theil des Profils, das frisch und jugendlich war; er sah das eine Auge, dasselbe war blau und strahlte voll Liebe und Geist, er sah gleichfalls eine braune Locke über die Hälfte einer schönen, freien Stirn fallen.

Aber in demselben Augenblicke fiel sein Auge auf eine Uhr im Hintergrunde des Zimmers. Der Zeiger war nicht weit von Elf. Mit Schrecken erinnerte er sich des Gardisten und der Nothwendigkeit, nach der Wache zurückzueilen.

Ueber den so schnell auf einander folgenden Ereignissen hatte Döring wirklich einige Augenblicke seine so wichtige Verbindlichkeit gegen den Gardisten vergessen.

„Still, still!“ bat Vincent, der seine Ungeduld bemerkte.

„Ich muß mich sogleich entfernen,“ sprach Döring, „das Leben eines Menschen hängt davon ab.“

„Was heißt das?“

„Gleichviel, ich muß fort!“

„Verweilen Sie einen Augenblick. Sie erholt sich jetzt.“

So leise Vincent und Döring auch gesprochen hatten, waren doch ihre flüsternden Töne allmählig in's Ohr der Dame gedrungen und hatten sie erweckt; doch ahnte sie noch nicht, daß Jemand bei ihr im Zimmer war.

„O, es ist fürchterlich! Wie lange soll ich hassen und lieben, fluchen und segnen zu gleicher Zeit?“ sprach sie, indem sie ihr Antlitz erhob. „Allmächtige Vorsehung, — Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“

Vincent näherte sich ihr.

„Wanja!“ flüsterte er. „Dasselbe Leiden, denselben unendlichen Kummer! Ich bin hier, Wanja!“

Wanja blickte ihn erstaunt an.

Ihr Gesicht war mehr als blaß, es war weiß, wie ihr Anzug. Sie war nicht mehr jung, aber obgleich das Gesicht sehr hager, fast verzehrt war, sah man doch, daß es früher schön gewesen. Die Backenknochen standen hervor und der Mund war etwas offen, so daß die Zähne zum Theil zum Vorschein kamen. Sie waren weiß wie Elfenbein. Die Stirne glich einer Wölbung, hart und

hoch von Marmor. Es war etwas von einer Leiche in diesem Gesicht, was Entsetzen einflößte, aber man vergaß sein Entsetzen, wenn man in die schwärmerischen, von Leidenschaft und tiefen Gefühlen redenden Augen blickte, die noch ihre ganze Jugend bewahrt hatten. Von diesen Augen strahlte ein Licht, ein Glanz, der wenigstens noch dann und wann Anmuth um sich verbreitete. Man bekam einen doppelten Eindruck, hervorgerufen durch die wechselnde Gemüthsstimmung, die hier bald einen Ausdruck für den Tod, bald einen für das Leben fand.

Nachdem sie Vincent eine Weile betrachtet hatte, erholte sie sich vollständig.

„Wo ist er?“ rief sie, ihre schwarzen Locken von der Stirn streichend und sich von ihrer knieenden Stellung emporhebend. „Er ist hier, nicht wahr, er ist hier?“

„Wanja, Wanja!“ ermahnte Vincent sie. „Du bist so heftig, denke an Dein Versprechen.“

„Du hast Recht,“ sagte sie und preßte ihre Hand fest auf's Herz, als wenn sie dasselbe beruhigen wollte. „Verzeihe mir; aber Du begreifst nicht, wie es hier flammt. Sage mir nur, wo ist er?“

„Hier!“ und er zeigte auf Döring, welcher noch an der Thür stand.

Einer Sternschnuppe gleich flog ihr Blick auf Döring.

„Und Du bist überzeugt, daß er es ist?“

„Vollkommen.“

Sie ergriff nun ein Licht, näherte sich Döring und betrachtete ihn.

Döring erstaunte über das, was geschah; er konnte sich aber dieser Forschung nicht entziehen und blieb ruhig stehen.

„Er muß es sein,“ bemerkte sie, nachdem sie ihn eine Weile betrachtet hatte. Diese Stirn, dieser Mund, Du hast Recht, er ist es!“

Man hätte glauben sollen, sie rede von einem Gemälde, und doch hörte man, daß sie von mächtigen Gefühlen bewegt war.

„Und dieses Auge,“ fuhr sie fort; „es hat nicht dieselbe Farbe, aber denselben Glanz.“

„Dir ist unwohl, Wenja; ich sehe, daß Du zitterst.“

„Und diese Wange,“ sprach sie weiter, ohne Vincents Worte zu beachten, „diese Wange …“

„Ruhe Dich einen Augenblick aus, Wanja. Komm, hier auf dem Sopha.“

„Und dies Kinn …“

„Komm, komm!“

„Mein Gott, er ist es also wirklich!“

Und sie ließ das Licht zu Boden fallen, um dankend und preisend ihre Hände falten zu können. Vincent folgte mit der größten Aufmerksamkeit ihren heftigen Gemüthsregungen und wollte sie auf das Sopha führen.

„Laß mich,“ antwortete sie. „Ich bin nicht krank, ich bin nur aufgeregt. Beunruhige Dich nicht, ich bin wieder ruhig.“

„Döring muß sich entfernen," bemerkte Vincent, „der Dienst ruft ihn."

Bei diesen Worten fuhr Döring zusammen. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß er keinen Augenblick zu verlieren hatte; es fehlten nur noch fünf Minuten an Elf.

„Die Uhr wird gleich schlagen," bemerkte er, „ich muß fort von hier," und während er sprach, zog er sich immer mehr an die Thür zurück. Er dachte an seinen Freund, den Gardisten, und der kalte Schweiß feuchtete seine Stirn.

„Wenn der Dienst Dich ruft, so geh," sprach Wanja; „weile nur noch einen Augenblick. Damit unsere erste Begegnung Dir nicht ein Traum verbleiben soll, empfange dies Andenken."

Und sie nahm eine Kette mit einem daran hängenden Portrait in Gold und Brillanten eingefaßt von ihrem Halse und warf sie um den seinigen.

„Gehe jetzt nur!" fügte sie darauf hinzu.

Von Vincent gerufen, trat ein Diener ein.

„Bleibe hier bei der Fürstin," befahl Vincent ihm, „sie dürfte Deine Hilfe nöthig haben."

Döring hörte diesen Befehl und blickte noch einmal zurück, indem er die Schwelle überschritt.

„Was heißt dies Alles?" sprach er vor sich hin; „eine Fürstin ... mein Verstand steht still."

Als Döring auf die Straße trat, hörte er die Thurmuhr der Riddarholmskirche Elf schlagen. Die Schläge zählend, eilte er vorwärts, jetzt schlug auch die Uhr der deutschen Kirche Elf. Jeder Schlag hallte mit Schrecken in seinem Innern wieder; seine Phantasie zeigte ihm schon den tapfern Gardisten verhaftet, verurtheilt, erschossen. Noch eine Thurmuhr begann mit dumpfen Schlägen die Stunde zu verkünden. Es war St. Nicolai. Er beeilte seine Schritte, er sprang, er flog. Jetzt dröhnte der letzte Schlag, und in demselben Augenblicke rief der Posten an der Hauptwache sein: Abgelös't! Er athmete kaum. Jetzt schwieg der Soldat, aber er befand sich auch jetzt im äußern Schloßhofe, und leise und vorsichtig schlich er sich durch den Säulengang hinter der Wache. Wenige Augenblicke später stand er oben im Corridor ... wo der Posten bei dem schwachen Lampenscheine so ruhig auf und ab ging, als wenn er nichts gefürchtet hätte.

„Hier bin ich!" sagte Döring.

„Gut."

„Du bist unruhig gewesen. Ich habe bis auf den letzten Augenblick gezögert."

„Unruhig! Der Teufel auch. Sie sind im Gegentheil einige Minuten früher zurückgekommen, als ich glaubte."

„Einige Minuten früher?“

„Allerdings! Die Ablösung ist noch nicht hier. Sie wird noch drei Minuten ausbleiben.“

„Du hast somit keine Furcht wegen meines Ausbleibens gehegt?

„Zum Henker, nein! Daran habe ich nicht einmal gedacht.“

„Ich danke Dir dafür, Kamerad; wie heißt Du?“

„Ehrlich, Nr. 1, bei der 2. Compagnie.“

„Ich werde Deinen Namen nicht vergessen. Aber Du versprachst mir, wenn ich wiederkehrte, mir zu sagen, weshalb Du mich herausließest ... ich bin jetzt wieder hier ... und ...“

„Ja ... aber ...“

„Nun, sprich!“

„Alle Teufel, ich schäme mich ...“

„Nun, sage es mir doch.“

„Nun, mag es drum sein ... aus Eitelkeit.“

„Aus Eitelkeit?“

„Ja, sehen Sie, es ist gar zu schön, mitunter etwas zu thun, und wenn es noch so wenig ist, worauf man ein wenig stolz sein kann. Aber, pst! hören Sie die Tritte dort unten ... jetzt kommt die Ablösung ... jetzt muß Jeder auf seinem Platze sein.“

Döring trat in das Arrestzimmer und der Gardist warf die Thür hinter ihm zu.

„Halt! Wer da?“ rief er.

Ablösung!“ antwortete der Corporal.

Und indem die Ablösung geschah, warf Döring sich ermattet auf sein Bett.

---

# Fünftes Kapitel.

## Die Katastrophe.

Während der Vormundschaftsregierung sah der junge König selten Andere bei sich, als seine nächste Umgebung. Es erweckte deshalb eine nicht kleine Verwunderung, als er eines Tages äußerte, an einem bestimmten Abend nicht allein die Mitglieder der königlichen Familie, sondern auch den Hof im Allgemeinen und einige der höhern Staatsbeamten bei sich zu sehen. Dieser Befehl war etwas so Ungewöhnliches, daß derselbe die Neugierde im höchsten Grade spannte. Die, welche sich nur mit Politik beschäftigten, fanden natürlicher Weise irgend einen politischen Grund zu dieser Einladung heraus, und Diejenigen wiederum, die nur den flüchtigen Genüssen lebten, hofften, daß etwas von dem fröhlichen Hofleben Gustavs III. wiederkehren würde.

Darin stimmten aber Alle überein, daß Gustav, in der letzten Zeit mehr verschlossen als jemals, über irgend

einem Geheimniß brütete, ohne daß doch Jemand vermochte, dasselbe zu ergründen.

Man erzählte Armfelt, daß Reuterholm, als die Rede von diesem Feste war, verächtlich gelächelt hatte, und Armfelt begab sich sofort zu Gustav.

„Ew. Majestät sind ja noch immer entschlossen, die Aufrechthaltung des Codicills zu fordern?“

„Ich habe Nichts vergessen.“

„Benutzen Sie denn das vorstehende Fest. Ihre Freunde werden Ihnen treu zur Seite stehen.“

Man erzählte dem Herzoge und Reuterholm, daß Armfelt bei einem Gespräche über das bevorstehende Fest auf ihre Kosten gescherzt hatte, und auch der Herzog eilte zu Gustav, um Aufklärung zu suchen.

„Man spricht so viel von diesem Feste,“ sagte er. „Verzeihen Sie Ihrem Onkel, wenn er wünscht zu wissen, ob irgend welche geheime Pläne hinter demselben sich verbergen?“

Gustav starrte den Herzog an.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“ frug er.

„Gewiß, zweifeln Sie nicht daran.“

„Nun, ich habe eine Bitte an Sie, die ich morgen näher erörtern werde.“

Der Herzog konnte seine Verwunderung nicht zurückhalten, aber Gustavs Bitte schien ihm jedenfalls unbedeutend sein zu müssen, und er antwortete:

„Und wenn ich Ihren Wunsch erfülle?“

„Dann werde ich zeigen, daß ich dankbar sein kann.“

Man erzählte: Der russische Minister Graf Stackelberg habe während eines Gespräches die Achsel gezuckt über alle die Einbildungen, die man sich von dem bevorstehenden Feste machte ... Und die Parteien standen sich beinahe feindlich gegenüber.

„Es handelt sich um eine Coalition mit Rußland,“ behauptete die eine Partei.

„Ach nein, es handelt sich im Gegentheil um einen Krieg,“ äußerte die andere.

„Ich glaube weder an das Eine, noch das Andere,“ meinte die dritte.

Man erzählte, daß Gustav einige Couriere in die Provinzen gesandt hatte, und daß diese wichtige Depeschen zurückgebracht, und man vergaß nicht, dies zu commentiren oder die Ereignisse in Uebereinstimmung mit den verschiedenen Interessen zu deuten.

Keine Macht baut so bizarre Gebäude, wie das Geschwätz. Wie Gott, schafft es Alles aus Nichts.

Gustav hatte allerdings eine Absicht mit dem besagten Feste, aber dieselbe war eine ganz andere und hatte gar nichts mit dem müssigen Gerede zu thun.

---

Adlerstjerna schmeichelte sich einige Zeit lang das Vertrauen des Königs zu besitzen, im Betreff der Affaire mit Döring, wenn es ihm auch sonderbar erschien, daß

die Sache so lange geheim gehalten wurde. Hieraus zog er nun allerdings keinen andern Schluß, als daß der König ernstlich erbos't auf Döring sei, aber eben so wenig, wie er die Strafe zu errathen vermochte, welche Döring treffen mußte, eben so wenig waren die Verhältnisse dazu geeignet, die eitle Vorstellung, daß er des Königs Vertrauen besaß, zu unterhalten.

Bei allen den Gerüchten, die in Betreff jener Einladungen des Königs im Umlauf waren, beobachtete Adlerstjerna ein tiefes Schweigen. Er machte indessen so gut wie die Anderen seine Bemerkungen, aber er behielt sie bei sich.

Eines Tages, als er sich allein mit dem Könige befand, benutzte er den Zufall, um den Gegenstand zu berühren, der ihn so sehr interessirte.

„Ew. Majestät vergessen Döring," sagte er.

„Glaubst Du das? Welche Strafe meinst Du denn, daß er verdient?"

„Das Gesetz bestraft das Majestätsverbrechen mit dem Tode; aber ..."

„Aber ...?"

„Wenn ich König wäre, ich würde Gnade für Recht ergehen lassen und ihn nur aus dem Lande verbannen."

„Du glaubst also, daß die Verbannung eine geringere Strafe ist, als der Tod?"

„Man beraubt ihn wenigstens nicht des Lebens."

„Aber was ist das Leben, wenn man seines Vaterlandes beraubt wird? Ob nicht von allen Strafen eine Verbannung gerade die grausamste ist?“

„Wie beabsichtigen denn Ew. Majestät Döring zu behandeln?“

„Gerecht.“

„Vielleicht“ ... und ein fast unmerkliches ironisches Lächeln spielte um Adlerstjerna's Lippen .... „vielleicht beabsichtigen Ew. Majestät ihn wieder als Trabant eintreten zu lassen?“

„Nein.“

Und der König wandte ihm den Rücken.

Adlerstjerna fühlte sich von diesem Augenblicke an nicht ganz so wohlgemuth wie früher. Er wußte nicht recht, wie er mit dem Könige stand, oder was dieser eigentlich wollte. So viel glaubte er indessen gewiß zu sein, daß Döring ein- für allemal Gustavs Wohlwollen verloren habe; im Wesentlichen genügte dies auch Adlerstjerna ganz. Sein Wunsch erstreckte sich hauptsächlich nur dahin, Döring jede Möglichkeit zu benehmen, sich Louise zu nähern.

Aber die Verhältnisse sollten bald einen Umschwung erhalten.

Graf Posse, Fräulein Louisens Vater, traf in Stockholm ein.

Das Geschlecht der Posse ist eines der ältesten in Schweden. Schon im Mittelalter findet man seinen

Namen in der Geschichte verzeichnet, und viele berühmte Krieger und Staatsmänner sind ihm entsprossen. Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten dieses Geschlechts war Louise's Vater.

Einige sechszig Jahre alt, hatte er sich von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, um seine Tage im ruhigen Familienleben zu beschließen. Aber tapfer und entschlossen in der Gefahr, klug und ruhig im Rathe, immer männlich und rechtschaffen, hörte man ihn noch immer mit Aufmerksamkeit, wenn er das Wort ergriff. Sein Vaterland ging ihm über Alles, aber seine Gesinnung war im Uebrigen eine aristokratische, jedoch im edelsten Sinne dieses Wortes. Im Adel erblickte er die Vertheidiger des Vaterlandes und die Mäcene. Ein guter Kopf, ein warmes Herz und ein starker Arm waren Eigenschaften, ohne welche er keine Kameradschaft anerkannte. Im Ritterlichen war er vorurtheilsfrei, im Edlen war er liberal. Die Aufklärung hatte in ihm einen treuen Freund. Nur das Schlechte ... in welcher Form es sich auch zeigen mochte ... besaß in ihm einen entschiedenen Feind.

Auf einen Handschlag von ihm konnte man bauen, sein gegebenes Wort hatte er noch nie gebrochen.

Der Hofmarschall und Adlerstjerna besuchten ihn.

Als sie eintraten, verließ Louise das Zimmer. Der alte Posse erzählte ihnen, daß er aus wichtigen Gründen vom Könige nach Stockholm berufen sei, und daß er

bereits eine Privataudienz gehabt habe, aber die wichtigen Gründe selbst erzählte er ihnen nicht. Er sprach von seiner Tochter mit Befriedigung und Freude, aber von Adlerstjerna und seinen Spekulationen auf Louise sprach er kein Wort. Man glaubte zu wissen, daß er Adlerstjerna's Neigung nicht ungern gesehen habe, daß er aber den jungen Leuten selbst über das, was sie wesentlich berührte, die Entscheidung überlassen wollte.

„Hier muß etwas geschehen sein," sprach der Hofmarschall zu Adlerstjerna, als sie den Grafen verließen.

„Das fürchte ich auch. Er war kälter und doch freundlicher als sonst gegen mich. Louise verließ das Zimmer, als wir eintraten, wir müssen auf unserer Hut sein."

„Sie stehen mir also noch immer bei?"

„Immer."

Adlerstjerna, einmal aus seiner Ruhe aufgeschreckt, befand sich nun fast in einer immerwährenden fieberhaften Aufregung. Er hörte nur und sah nur, um Schlüsse zu ziehen. Hierdurch erhielt er auch die Nachricht, daß man Dörings Vater in Stockholm erwarte, obgleich dieser noch nicht angelangt sei. Dies konnte nicht ohne Bedeutung sein, und er erschrak auch über diese Nachricht mehr als über alle andern.

Endlich kam er zu folgendem Resultate: Entweder bereitete Gustav eine genaue vollständige Untersuchung vor, in der Absicht, die strengste Gerechtigkeit obwalten

zu lassen, oder auch erkannte er schon, daß er Döring Unrecht gethan habe, und beabsichtigte, ihm eine glänzende Genugthuung zu geben.

Beides war möglich. Das Rechtsgefühl war stark in Gustav. Wenn er Recht zu haben glaubte, gab er niemals nach, aber sah er erst ein, daß er Unrecht gehabt, gab er auch glänzende Genugthuung, ohne jedoch immer sein Unrecht eingestehen zu wollen. In beiden Fällen verschloß er sich hermetisch, und in der Ueberzeugung, daß er recht handelte, trat er seinem Schicksale blindlings entgegen, ohne Jemand zu Rathe zu ziehen. Dieser hartnäckige und blinde Glaube, daß er recht handle, war für ihn ein Sakrament, das über sein Schicksal bestimmte und ihn oft auf unrechte Wege leitete.

Die zweite Möglichkeit verstimmte Adlerstjerna in hohem Grade, weil eine Genugthuung auch ein Weg für Döring zu Louisens Herzen sein würde.

In diesem Labyrinth von Ungewißheit lös'te eine Frage die andere ab, ohne daß er sie genügend zu beantworten vermochte. In der That befand Adlerstjerna sich in einer weit peinlichern Lage als Döring, trotzdem daß er seiner Freiheit nicht beraubt war.

Noch einmal grübelte er über alle Verhältnisse nach.

Der Entschluß des Königs, wenn dieser einen solchen gefaßt, war nicht zu ändern. Gegen seine Hartnäckigkeit würde selbst der tüchtigste Diplomat nichts ausrichten können. Auf den Grafen Posse einwirken

zu wollen, war eben so unmöglich. Und Louise selbst! ... Bei dem Gedanken an Louise fühlte er sich schmerzlich berührt, er sprang sogar heftig von seinem Platze auf ... aber er beruhigte sich bald, und sein gewöhnliches sarkastisches Lächeln umspielte wieder seine Lippen.

„Meine schöne Cousine," sprach er vor sich hin, „noch ist diese Sache nicht zu Ende. Ich hielt um Dein Herz an, um Dich glücklich zu machen ... nun ... wir werden sehen. Du hast mich in meinem schönsten Gefühl beleidigt, und ein beleidigtes Gefühl rächt sich."

Aber plötzlich strahlte sein finsteres Auge, und ein Ausruf der Befriedigung entschlüpfte seinen Lippen.

„Richtig!" sprach er. „Wenn es nöthig ist, muß ich aus Dörings eigenem Leben heraus das Mittel ihn zu vernichten finden. Die Geschichte kennt bis jetzt nur einen Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, und wenn es auch scheint, als wollte Döring den zweiten spielen, ... er dürfte doch kaum vollkommen sein. Also ... ich muß ihn kennen lernen."

Mit diesem Entschlusse stieg er die Treppe seiner Wohnung hinab. Er wollte sich bei Dörings Kameraden erkundigen, und im schlimmsten Falle wollte er einen Kundschafter in seine Heimath senden. Aber dies Alles war überflüssig, denn indem er auf die Straße trat, bebegnete ihm fast vor seiner eigenen Thür ein breitschultriger, dem Aeußern nach einfältiger, dummer Kerl, der, als Adlerstjerna an ihm vorüberging, still stehen blieb und ihn angaffte.

Adlerstjerna betrachtete ihn gleichfalls und erkannte ihn wieder.

„Höre einmal, mein Freund," rief Adlerstjerna ihm zu. „Haben wir einander nicht früher gesehen?"

„Ja, Gott weiß, Herr. Es war damals, als mein Herr sich im Thiergarten schlug. Ich trug den Kasten mit den Pistolen herbei. Nicht wahr?"

„Ganz richtig, jetzt erinnere ich mich dessen. Nun, was macht Dein Herr jetzt? ich habe ihn lange nicht gesehen. Er ist ein galanter Herr."

„Ja, wo er ist? Das habe ich noch nicht herauskriegen können. Er ging eines Morgens fort und, sehen Sie, so kam er gar nicht wieder; aber, was er für ein guter, lieber Herr ist, das wissen Sie nicht ... und Verstand hat er ... Gott weiß, wo er ihn her hat .... er wird schon wieder kommen."

Der Mann war — wie der Leser schon dürfte errathen haben — kein anderer, als Dörings Diener From.

Dieser war von Kindheit an im Dienste des alten Admirals Döring gewesen, der ein ungewöhnlicher und ausgezeichneter Mann war, sich aber bereits seit mehreren Jahren auf ein Gut in Oestergöthland zurückgezogen hatte.

Adlerstjerna benutzte nun auch dieses Zusammentreffen, um über Dörings Leben von seiner frühesten Kindheit an zu erforschen. Er schmeichelte From auf verschiedene Weise und erzählte ihm unter Anderm, daß

jenes Duell nur die Folge eines zufälligen Streites gewesen sei, und daß er und Döring die besten Freunde seien. From war von Natur verschwiegen, jedoch nur so lange man nicht von Döring und seinem Vater sprach, die er bis zur Anbetung bewunderte. Adlerstjerna verstand, ihn zum Erzählen zu reizen, und From theilte ihm Alles mit, was er wußte, wenn es auch in der Natur der Sache lag, daß er Vieles entstellte.

Die zwei wichtigsten Nachrichten, die Adlerstjerna auf diesem Wege erhielt, waren, erstens: Daß der Admiral, von einer halbjährigen Reise in's Ausland zurückgekehrt, seinen Sohn mit sich gebracht habe, und daß dieser, wie From sich ausdrückte, damals ungefähr ein Jahr alt gewesen sei, ungeachtet dieser Sohn während der Reise geboren sein mußte; und zweitens, ein weitläufiger Bericht über die Abenteuer, welche Döring an dem Abende, wo er in Stockholm eintraf, theils auf Lilieholm, theils auf der Straße bestanden hatte.

Adlerstjerna suchte vergebens in Betreff der ersten Nachricht über Dörings Geburt durch Hilfe Froms in's Klare zu kommen; er war zuletzt der Ansicht, daß der dumme Kerl nur in einem Irrthum befangen sei, aber jedenfalls sei die Nachricht, klug angewandt, doch immer von Wichtigkeit. In Betreff der Abenteuer, glaubte er etwas um so wesentlicher entdeckt zu haben, indem diese von einem gemeinen Leichtsinne zeugten, welcher nicht allein in den Augen des Hofes, sondern noch mehr in

denen des Grafen Posse und am meisten in Louisens eigenen Augen seinen Rivalen bedeutend herabsetzen mußten.

In die beste Stimmung durch diese Entdeckung versetzt, begab er sich zum Hofmarschall und vertraute diesem dieselbe an. In welcher Weise diese beiden Herren sich entschlossen, die Entdeckung zu benutzen, werden wir später erfahren.

Es war jedoch nicht ohne ein oft wiederkehrendes bitteres Gefühl, daß Adlerstjerna immer mehr und mehr auf seiner rachsüchtigen, feindlichen Bahn vorwärts ging. Das Gewissen erhob mitunter seine vorwurfsvolle Stimme, aber die der Leidenschaft übertäubte sie immer. Der Gedanke, in Louisens eigenem Herzen ihre Liebe zu vernichten, und zu gleicher Zeit eine Neigung für sich hervorzurufen, war ihm jetzt eine fixe Idee geworden. Und um dies zu erreichen, war es vor allen Dingen nothwendig, Alles, was ihre Gefühle für Döring nährte, zu beseitigen.

---

Im königlichen Schlosse war Alles Leben und Bewegung. Es war am Abende des vom Könige befohlenen Festes. Die Equipagen kreuzten sich. Es wimmelte von Uniformen und strotzte von raschelnden Seidengewändern. Die königlichen Zimmer hatten wieder ihre Thüren geöffnet, um alle die Freuden und Intriguen eines strahlenden Hoflebens aufzunehmen.

Die hervorragendsten Personen unserer Erzählung waren gleichfalls hier versammelt, und zwar jede von ihnen mit ihren besonderen Wünschen und Absichten.

So sehen wir jetzt Hedwig Elisabeth Charlotte eben so fröhlich, frisch und vorurtheilsfrei, aber strahlender, als bei ihrem ersten Auftreten.

„Nun, mein lieber Franc, haben Sie irgend einen neuen Scherz, worüber wir lachen können?"

„Oder erröthen, meinen Sie, königliche Hoheit."

„Sie werden jetzt bald zu alt, Franc."

„Für einen Junggesellen ist das ein Scherz zum Weinen."

„Nun, dann haben Sie viel Grund zum Weinen."

„Das thue ich auch, so oft ich Zeit habe."

„O, dann sagen Sie mir doch, welche wichtige Dinge Sie daran verhindern, es immer zu thun."

„Ich werde daran verhindert, Hoheit, weil ich so sehr viel zu lachen habe."

„Und was haben Sie wohl zu lachen?"

„Ich lache über die Damen, die da glauben, ich sei zu alt."

„Mein Herr!"

„Ueber die Damen, die wissen wollen, weshalb ich lache, da sie doch glauben, ich sei zu alt."

„Franc!"

„Ueber die Damen, die böse werden, weil ich deshalb über sie lache, weil sie glauben, daß ich zu alt bin."

Der Herr Herzog drohte ihm mit dem Finger.

„Ueber die Damen endlich, die ...“

„Die ...?“

Die Herzogin war allerdings böse, aber sie war neugierig.

„Die mir mit dem Finger drohen, nachdem ich sie doch überzeugt habe, daß ich nicht zu alt bin.“

Die Herzogin lachte.

„Sie Abscheulicher!“ sagte sie. „Ihre Zunge wird gewiß das Letzte sein, was bei Ihnen stirbt.“

Und sie verließ ihn, um der Pinzessin Sophia Albertina, die jetzt eintrat, entgegen zu gehen. Die beiden fürstlichen Freundinnen reichten einander herzlich die Hand.

„So ernst?“ bemerkte die Herzogin.

„Ich kann es nicht leugnen, ich begegnete ...“

Die Prinzessin schwieg und blickte um sich, als wenn sie fürchtete, es könne sie Jemand hören.

„Es begegnete Dir ...?“

„Als ich aus dem Wagen steigen wollte, war mein Kammerherr einen Augenblick durch einen Befehl, den er der Bedienung gab, abgehalten .... ich bemerkte dies jedoch nicht, sondern streckte die Hand aus und wollte in der Ueberzeugung aus dem Wagen springen, daß er mich empfangen würde. Du kannst Dir denken, welche Angst mich befiel, als ich fühlte, daß ich das Gleichgewicht

verlor und beinahe gefallen wäre, aber in diesem Augenblicke eilte ein fremder Mann herbei und empfing mich."

„Du hast Deine kleinen Abenteuer. Und jener fremde Herr ist gewiß nicht damit unzufrieden gewesen, Dich empfangen zu können ... Ich bin überzeugt, es würden sich mehrere gern um ein solches Glück tödten lassen."

„Beste Hedwig, scherze nicht. Du wirst doch nicht errathen können, wer der Unbekannte war."

„Du sprichst von einem Unbekannten, und es scheint nichts desto weniger, daß Du ihn kennst."

„Die Bemerkung ist richtig. Ich kenne ihn in der That nicht, und glaube ihn doch zu kennen."

„Du wirst ja ganz mystisch."

„Ich habe Dir doch alle die kleinen Verdrießlichkeiten erzählt, die mir an jenem fatalen Abend passirten, wo ich den sterbenden Ek besuchte."

„Ja, das ist wahr."

„Du wirst Dich vielleicht erinnern, daß ich Dir von einem Manne sprach, der in seinen Mantel gehüllt neben dem kleinen Wagen herging, der mich aufnahm."

„Nun?"

„Daß er behauptete, mich zu kennen, und mir auch deutlich zeigte, daß dies wirklich der Fall war, indem er mich bat, die obere Wohnung meines Palais an einem gewissen Abende zu besuchen, ich würde alsdann wunderbare Dinge entdecken."

„Ja, dessen erinnere ich mich Alles.“

„Aber ich habe Dir nicht erzählt, daß ich auch zur bestimmten Stunde mich in das obere Stockwerk begab.“

„Ach! das thatest Du? Und fandest natürlicher Weise gar nichts. Er hatte nur gescherzt, nicht wahr?“

„Nein, bei Weitem nicht. Aber das werde ich Dir ein ander Mal erzählen. Es gibt doch gewiß wunderbare Dinge, die wir uns nicht zu erklären vermögen. Von diesem Augenblicke an ist mir indessen der unbekannte Mann als eine fast drohende Gestalt erschienen. Ich habe mich auch immer mehr und mehr seines Aeußern und seiner Worte erinnert; er sagte, er habe mich im Schlosse gesehen, ohne daß ich es jedoch weiß, er sagte, daß wir uns bald wieder treffen würden ...“

„Aber das ist ja noch nicht geschehen.“

„Das ist geschehen, Hedwig. Wenn ich mich nicht sehr geirrt habe, war er es, der mich so eben bei'm Aussteigen aus dem Wagen empfing.“

„Du irrst Dich gewiß. Wenn man erschrocken ist, spielt einem die Phantasie manchmal einen Streich.“

„Ich erkannte denselben Mantel, dasselbe blasse Antlitz und denselben feurigen scharfen Blick wieder.“

„Und wenn es auch dieselbe Person sein sollte, dann hat es auch nicht viel zu bedeuten. Glaube mir, er wird kein Zauberer sein.“

„Nun, das wissen wir nicht.“

Und Sophia Albertina senkte ihre schönen Augen zu Boden.

„Du mußt jedoch wissen,“ fuhr sie fort, „daß er, ehe er mich an jenem Abend verließ, mir gewissermaßen ein Versprechen abforderte.“

„Ein Versprechen? Das hast Du mir nicht erzählt.“

„Er sagte, wir würden einander hier im Schlosse wiedersehen, und ich würde ihn an einem Ringe mit einem Kreuze in einem rothen Karneol erkennen.“

„Und das Versprechen?“

„Für den Gefallen, den er mir erzeigte, forderte er, ich solle ihm wiederum gefällig sein.“

„Und Du versprachst es ...?“

„Ich verneinte nicht ...“

Die Prinzessin wurde hier durch den Anblick einer Person an der Schwelle des Salons unterbrochen, ihre Wangen erblaßten und sie ergriff heftig den Arm der Herzogin.

„Sieh dorthin!“ flüsterte die Prinzessin. „Dort steht er!“

„Er? Und er hat Dir einen solchen Schrecken eingejagt? Du Arme, das ist ja Herr Vincent Pauletti.“

„Vincent? Wer ist das?“

„Er ist Sekretair bei Weißenburg. Du kennst ihn ja.“

„Ja, aber Weißenburg ist selbst ein halber Zauberer; und sein Sekretair ...“

„Ist ein sonderbarer Mann, das ist wahr, aber das ist auch Alles. Ich werde ihn Dir vorstellen lassen, und Du wirst bald sehen, daß Du nichts zu fürchten hast.“

„Aber mein Versprechen?“

„Ist weiter nichts, als eine kleine Plaisanterie. Komm, folge mir.

---

Der König und der Herzog wanderten neben einander durch die Zimmer und sprachen bald mit diesem, bald mit jenem der Anwesenden. Seit lange hatte man keinen von ihnen so liebenswürdig gesehen, wie an diesem Abende.

Aber diese Thatsache vermochte nicht im Geringsten die einmal gespannte Neugierde zu erschlaffen, sondern steigerte wo möglich die Ueberzeugung, daß das Fest ernste Pläne verberge, und, mit einander flüsternd, erwartete man ungeduldig die Auflösung des Räthsels.

In dem Augenblicke, als der König und der Herzog in das Zimmer traten, worin die Herzogin und Prinzessin sich befanden, wurde Vincent der Letzteren vorgestellt.

Bei der Annäherung des Königs und des Herzogs zog Vincent sich mit einer tiefen Verbeugung zurück; als aber der Herzog an ihm vorüberging, machte er ein, Andern unbemerkliches Zeichen, welches an ihre heimliche Zusammenkunft bei Boheman erinnerte.

„Ich habe eine Neuigkeit heute Abend," begann Gustav, indem er sich der Herzogin näherte, „die gewiß Ew. königliche Hoheit interessiren wird."

„Nun, Majestät, man hat sich ja auch die ganze Woche hindurch mit weiter nichts beschäftigt, als mit den Wunderdingen, die Ew. Majestät für diesen Abend aufgespart haben sollen. Ich gestehe, daß ich neugierig bin."

Die Augen des Königs fielen jetzt auf Vincent.

„Ich sehe Baron Weißenburg nicht?" sprach er.

„Majestät, wir verlassen nie zu gleicher Zeit unsere Wohnung, der Baron hatte wichtige Depeschen, die er heute Abend selbst expediren wollte."

„Sie müssen eine weitläufige Correspondenz haben?"

„Das Herzogthum A. ist zwar klein, aber die Geschäfte sind groß."

„Sind Sie in Polen gewesen?"

„Mehrere Jahre, Majestät. Eigentlich bin ich dort geboren."

„Kennen Sie die Familie Raszanowsky?"

„Ein wenig."

„Erzählen Sie doch, was Sie von der Familie wissen?"

„Die Raszanowsky's gehören einer der ersten polnischen Familien an. Ihre Güter liegen in der Nähe von Krakau. Unter anderen Herrlichkeiten gehört ihr das bezaubernde Thal Prondrik, welches die Dichter mit eben

so viel Recht besingen könnten, wie sie das Arnothal besungen haben. In diesem Thale befindet sich die merkwürdige Grotte, die den stolzen Namen „Königsgrotte“ trägt, weil Wladislaus der Kleine, von seinen Feinden verfolgt, in derselben eine Freistätte suchte und fand. Die Raszanowsky's haben das schöne Schloß Pieskowa Skala erbaut, das auch seit Jahrhunderten ihre Residenz gewesen ist. Die Familie ist jetzt jedoch nicht so zahlreich wie früher. Die Partei-Unruhen, die das arme Polen zerfleischen, haben auch ihren Einfluß auf diese Familie geübt.“

„Aber lebt nicht heute noch eine Fürstin Raszanowsky?“

Die Anwesenden bildeten jetzt einen Kreis um den jungen König, der nicht allein mit Würde und Haltung seine Fragen that, sondern auch denselben einen Inhalt verlieh, der den Kreis staunen machte. Man hatte früher eben so wenig den König sich für Polen interessiren, als von einer Fürstin Raszanowsky reden gehört. Diese Themata waren neu und hatten das Interesse der Neuheit. Man wechselte bedeutungsvolle Blicke, durch welche man einander gleichsam ein Gieb Acht! ... jetzt ... zurief. —

Hätten die Anwesenden Vincent mehr als einander gegenseitig beobachtet, so würden sie bemerkt haben, welchen Eindruck diese sonst wenig ungewöhnliche Frage auf ihn machte, und vielleicht wäre man dadurch einem Theile des

Geheimnisses besser auf die Spur gekommen, als es jetzt der Fall war.

„Ew. Majestät haben in der That Recht," antwortete Vincent, noch lebt eine Fürstin Raszanowsky."

„Vielleicht kennen Sie sie?"

„Ein wenig."

„Sie soll ein ungeheueres Vermögen besitzen."

„Das ist wahr."

„Sie soll sehr schön sein."

„Gewesen sein, Majestät."

„Sie ist jetzt also alt?"

„Allerdings."

„Sie kennen nicht irgend einen Zug aus ihrem Leben, der uns ein klares Bild von ihr geben könnte?"

„Auf dem Schlosse Pieskowa Skala befindet sich ein Portraitgemälde, eine bewaffnete Nonne darstellend. Die Geschichte dieser Dame ist folgende. Von einer hohen Vaterlandsliebe beseelt, verkleidete sie sich als Mann und nahm Theil an mehrern Bataillen und Schlachten gegen die Feinde des Reichs. Aber durch einen fürchterlichen Zufall wurde endlich ihr Geschlecht entdeckt, und weil die Welt ihr nicht die Dreistigkeit verzeihen konnte, daß sie nicht allein dem Anstande getrotzt, sondern auch denselben übertreten hatte, begab sie sich in's Kloster und verzehrte sich dort in Qualen, schwankend zwischen Liebe und Haß. Das Gemälde stellt diese einander entgegengesetzten Leidenschaften in einer erstaunlichen Weise dar. Die

Liebe und der Haß streiten so lebhaft mit einander um das Recht, sie zu schmücken, die erstere mit dem Schleier und dem Rosenkranze der Nonne, die letztere mit der glänzenden Waffenrüstung, daß man in der That nicht weiß, ob sie eine Nonne oder eine Kriegsgöttin ist. Die jetzige Fürstin Raszanowsky soll viel Aehnlichkeit mit diesem Portrait haben."

„Würden Sie sie wiedererkennen, wenn Sie sie sähen?"

„Ganz gewiß. Sie ist zu gleicher Zeit kalt wie das Eis und warm wie das Feuer."

Man war Vincents Erzählung mit Interesse gefolgt. Die Neugierde hatte sich wenigstens nicht durch dieselbe verringert.

„Königliche Hoheit," sprach der König, sich an die Herzogin wendend, „würden Sie mir wohl erlauben, Ihnen die Fürstin Raszanowsky vorzustellen?"

„Sie ist also hier? Sie überraschen uns, Majestät."

Gustav lächelte.

„Sie erlauben also, Frau Herzogin?"

„Ew. Majestät haben mein Interesse im höchsten Grade erweckt."

Kaum hatte die Herzogin diese Worte geäußert, so sprang eine Seitenthür auf und die Fürstin Raszanowsky trat ein.

Dieselbe war eine ziemlich hohe Dame, und ihre Figur war eben so harmonisch wie ihre Haltung anmu-

thig. Das Gesicht war ungewöhnlich blaß, fast weiß, und dieser schneeweiße Teint sprang um so mehr in die Augen, weil ihr Haar um Hals und Stirn in rabenschwarzen Locken herabfiel. Wangen und Locken besaßen ihre natürliche Farbe; die ersteren liehen keine Rosen von der Schminke, die letzteren keinen Schmuck vom Puder. Durch ihre damals ungewöhnliche Einfachheit überraschte sie Alle. Aber diese geschmackvolle Einfachheit wurde auch von zwei außerordentlich bezaubernden Bundesgenossen unterstützt, nämlich von zwei Augen, aus denen so viel Licht und Feuer strahlte, daß sie die sonst durch die marmorne Weiße fast todten Gesichtszüge beseelten.

Vincents Beschreibung war nicht unrichtig. Ihr Gesicht drückte zu gleicher Zeit Liebe und Haß, Versöhnung und Rache aus.

Die Fürstin wurde in Begleitung Bohemans dem Hofe vorgestellt. Beide waren kürzlich in Stockholm mit Empfehlungen an Weißenburg angelangt und dieser hatte sie auch schon in einer der südlichen Städte Schwedens empfangen und nach der Hauptstadt begleitet.

Reuterholm, von seinen Reisen im Auslande mit Boheman bekannt, hatte diesen mit dem Herzoge zusammengeführt, worauf sie, wie wir im vorigen Kapitel beschrieben haben, in „die Lilie“ aufgenommen wurden.

Die Fürstin dagegen, ermüdet von der Reise, hatte in ihren Zimmern zurückgezogen gelebt, bis zur Präsentation am Hofe.

Sie hatte dem Könige durch Weißenburg ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben des Königs Stanislaus übergeben lassen.

Armfelt war, als die Fürstin eintrat, in ein Gespräch mit Fräulein Rudensköld vertieft, er hatte weder die Fragen des Königs, noch die Antworten Vincents gehört, und erst als die Fürstin vorgestellt wurde, erfuhr er ihren Namen und den Namen ihres Vaterlandes.

Bei ihrem Anblicke starb plötzlich das Lächeln um seine Lippen. Vergebens sprach Fräulein Rudensköld ihn an, er hörte sie nicht mehr. Sein Blick war unverwandt auf die Fürstin gerichtet.

„Raszanowsky?" wiederholte er. „Dieser Name ist mir unbekannt." Und doch war es ihm, als hätte er diese dunkeln, feurigen Augen früher gesehen.

Flüchtig betrachtet, besitzen alle Augen, diese treuen Spiegel der Seele, die größte Aehnlichkeit mit einander. Aber näher besehen, wie ungleich sind sie nicht. Es war Armfelt, als habe er diese dunkeln, flammenden Feueraugen früher gesehen. Sie erinnerten ihn an ein Ereigniß, das seinem Herzen wichtig und theuer, seinem Leben ernst und bedeutungsvoll war; es war eine Erinnerung, zwanzig Jahre alt, todt und doch lebendig, lebendig und doch todt, eine Erinnerung aus seiner Jugend, aus der frischen Zeit, wo die Welt voll von schönen, blühenden Versprechungen wie Blumen in einem Garten stand, und er von denselben lebte und sie wie reife Früchte genoß.

Aber je länger er die Fürstin betrachtete, desto mehr überzeugte er sich, daß er sie nicht früher gesehen habe, und doch, dieses kalte, harte, marmorweiße Antlitz mit Augen, die gleichsam aus dem Herzen seines Jugendlebens geborgt zu sein schienen, fesselte ihn mit einer wunderbaren Macht.

Er und Fräulein Rudensköld näherten sich der Fürstin.

Der Herzog, Reuterholm und Boheman hatten sich in ein anderes Zimmer zurückgezogen. Der König und die Herzogin leiteten ein Gespräch mit der Fürstin ein. Der Hof bildete einen weiten Kreis um sie.

Man sprach von Polen.

„Polen gleicht einem Weibe, das man verrathen hat, es wird sich zwischen Liebe und Haß zerreißen und sein eignes vulkanisches Feuer wird es verzehren."

„Sie haben Recht gethan, Fürstin, indem Sie ein Land verlassen haben, das von seinem eigenen Innern verzehrt wird," bemerkte die Herzogin. „Bleiben Sie bei uns!"

„Je unglücklicher unser Vaterland ist, um so lieber muß es Jedem sein und eine um so heiligere Pflicht ist es, ihm beizustehen. Es ist mit einem Reiche wie mit dem einzelnen Menschen: im Unglücke lernt man seine aufrichtigen Freunde kennen. Ich würde es somit nicht verlassen haben, wenn ich nicht ..."

Sie schwieg einen Augenblick und schlug die Augen nieder. —

„Wenn ich nicht selbst," fuhr sie darauf fort, „eine Polin wäre," und sie erhob bei diesen Worten ihren Kopf und warf einen feurigen Blick auf die Umgebung.

In diesem einzigen Worte lag so viel Schmerz, daß Alle tief überrascht wurden.

Armfelt fühlte, daß ihr dunkles Auge auf ihm ruhte, und ohne sich den mächtigen Eindruck erklären zu können, den er empfand, schien es ihm, als streiche eine kalte Hand über sein Herz und seine Wangen.

„Erlauben Sie mir, Fürstin," sprach Fräulein Rudensköld, mehr um das tiefe Schweigen zu unterbrechen, als aus irgend einem andern Grunde, „erlauben Sie mir, die Veranlassung Ihrer Reise zu errathen? Sie reisen, um sich zu zerstreuen."

„Darf ich Ihnen eine Frage thun?" sagte die Fürstin, „und ich werde dann auch die Ihrige beantworten: Lieben Sie, mein Fräulein?"

Bei dieser unvermutheten Frage verbreitete sich ein warmer Purpur über Fräulein Rudensklölds Antlitz. Sie vermochte ihre Verlegenheit nicht zu verbergen.

„Wenn Sie wahr und warm lieben, und von dem Manne, den Sie lieben, verrathen würden, glauben Sie dann, Sie würden reisen, um sich zu zerstreuen, oder daß überhaupt etwas Sie zerstreuen könnte?"

Fräulein Rudensköld fühlte, daß der Purpur bei

dieser neuen Frage eben so schnell von ihren Wangen verschwand, wie er gekommen war. Unwillkürlich senkte sie ihr blasses Gesicht.

„In Schweden sind für den Augenblick wenige Ihrer Landsleute, Frau Fürstin," fiel der König ein. „Ich kenne nur einen Einzigen. Kennen Sie Vincent Pauletti?"

„Ja, flüchtig!" antwortete die Fürstin.

„Wenn es Ihnen angenehm ist, ihn zu treffen, so ist er hier."

„Ich habe es schon bemerkt, Majestät."

Und sie gab Vincent einen Wink, sich ihr zu nähern.

„Wenn ich mich nicht irre, empfingen Sie, als wir uns zuletzt trafen, einen Auftrag von mir. Haben Sie denselben ausgeführt?"

„Ja, Fürstin."

„Und es ist Ihnen geglückt?"

„Vollkommen."

Die Anwesenden blickten einander verwundert an.

„Sie und die Fürstin haben sich somit früher gesehen?"... bemerkte die Herzogin.

„Allerdings, königliche Hoheit!" beeilte Vincent sich zu antworten.

„Ich glaubte, daß weder die Fürstin noch Sie um ihren beiderseitigen zufälligen Aufenthalt in Schweden wüßten?"

„Auf diplomatischem Wege erfuhr ich," erwiderte Vincent, „daß die Fürstin hier sei."

„Und den Auftrag, den die Fürstin Ihnen gegeben?"

„Erhielt ich in Polen vor zwanzig Jahren."

„Vor zwanzig Ihren ... Und seitdem haben Sie einander nicht gesehen?"

„Nur einige wenige Minuten."

„Und Sie haben den Auftrag nicht vergessen?"

„Ich vergesse nie einen wichtigen Auftrag."

„Es scheint, Fürstin, als spräche Vincent in Räthseln. Zwanzig Jahre? Mein Gott! In einer so langen Zeit könnte man ja tausend Mal gestorben sein."

Die Prinzessin warf einen Blick auf die Herzogin, als wenn sie ihr sagen wollte, daß Vincent kein gewöhnlicher Mensch sei.

„Zwanzig Jahre," wiederholte die Herzogin, „hat Pauletti einen Auftrag von Ihnen gehabt, und erst jetzt kommen Sie und fragen ihn, ob er den Auftrag ausgerichtet hat?"

„Mir scheint das gar nicht sonderbar, Frau Herzogin, der Auftrag könnte ja dem Weh und Wohl eines Menschenlebens gelten. Zwanzig Jahre sind einem starken Willen nur zwanzig Minuten; aber erlauben Sie auch mir eine Frage, Hoheit. Lebt nicht ein Baron ... ja, ich glaube, er ist Baron ... ein Baron Armfelt am schwedischen Hofe?"

Alle Blicke richteten sich bei diesen Worten auf Armfelt.

„Kennen Sie vielleicht auch den Baron?"

„Eigentlich nicht. Ich habe ihn nur ganz flüchtig ein einziges Mal vor vielen, vielen Jahren gesehen."

Armfelt war ganz Ohr. Fräulein Rudensköld folgte seinen Blicken und Bewegungen mit der größten Unruhe. Sie sah, daß er unter dem Einflusse einer peinigenden Stimmung sich befand, als man ihn der Fürstin vorstellte.

„Gedenken Sie noch an Krakau, mein Herr Baron?" frug die Fürstin.

Ihre Stimme war ruhig und ernst. Vincent zog sich etwas zurück, als Armfelt vorgestellt wurde, aber er richtete noch immer seine Aufmerksamkeit unverwandt auf die Fürstin.

Obgleich Armfelt bei der Frage zusammenfuhr, verlor er doch nicht seine Fassung, sondern beantwortete dieselbe mit einer andern Frage.

„Sollte ich in Krakau jemals das Glück gehabt haben, in Ihrer Nähe zu sein, Fürstin?"

„Ihre Verwunderung ist natürlich, Baron. Auch ich würde mich vielleicht dieses kurzen, zufälligen Zusammentreffens nicht mehr erinnern, wenn ich nicht eine Freundin gehabt hätte, die sich außerordentlich für Sie interessirte und oft mit mir über Sie sprach."

Mit einer leichten Bewegung strich Armfelt mit der Hand über die Stirn: dieselbe war feucht und kalt.

„Und der Name dieser Freundin, wenn ich fragen darf?"

„Unter Freunden wurde sie ..."

Die Fürstin schwieg einen Augenblick, Armfelt versuchte zu lächeln, aber es glückte ihm nicht.

„... Wurde sie Wanja genannt, mein Herr Baron."

Armfelt vermochte nicht länger seine Gefühle zu beherrschen. Seine Brust hob sich. In schnellen Uebergängen wechselten finstere Wolken und klarer Sonnenschein auf seiner Stirn. Seine Augen strahlten. Er athmete hoch auf ... er wollte reden.

„Ob ich mich ihrer erinnere, Hoheit? Ich war jung, noch nicht einundzwanzig Jahre. Ich kannte sie nicht nur, ich liebte sie. Sie war meine erste Liebe, die schönste Blume meiner Jugend. Noch mehr, sie war die erste paradiesische Frucht meiner Phantasie und Illusionen. Was ist aus ihr geworden? Wo ist sie?"

Bei diesen Worten, die von einer alten, noch nicht erloschenen Neigung sprachen, kehrten die Qualen der Eifersucht bei Fräulein Rudensköld ein. Jede wirkliche, tiefe Liebe besitzt nur einen einzigen Ehrgeiz, aber verschenkt auch kein Atom desselben: sie will ungetheilt jedes Gefühl des Geliebten besitzen. Findet ein liebendes Weib sich hierin hintergangen, wird es ... Teufel oder Engel. Fräulein Rudensköld dachte nicht mehr an Arm-

felts Besitz im bürgerlichen Sinne dieses Wortes. Die Umstände, unterstützt von ihrem eigenen Stolze, hatten sie ein für alle Mal von ihm getrennt. Sie hatte gelitten und gekämpft, Armfelts Hand gehörte einer Andern, sein Herz gehörte ihr. Dies Herz war jetzt ihre einzige Welt, und jede Sehnsucht, jeder Seufzer, jede Ahnung desselben, mußte ihr gehören. In der Liebe erblickte sie die Ehe der Herzen, in der bürgerlichen Ehe nur eine äußere conventionelle Form, ein Mal mit der Convenienz entstanden, und ein Mal vielleicht mit ihr zu Grabe getragen.

Wie tief fühlte sie sich nicht durch Armfelts Worte verletzt, und welchen Schmerz bereiteten ihr nicht die warmen Blicke, welche dieselben begleiteten.

„Was ist aus ihr geworden?“ wiederholte die Fürstin langsam. „Sie ist todt! Wo ist sie? Im Grabe!“

Fräulein Rudensköld athmete wieder auf.

„Sie lebt also nicht?“

„Man sagt, mein Fräulein, daß die Lebenden todt sind und daß die Todten leben. Ist diese Ansicht richtig, dann lebt auch Wanja.“

„Aber nicht hier, nicht auf Erden?“

„Glauben Sie nichts. Sie wissen, daß der Stein ein Mal vom Grabe gewälzt ward und der Todte aufstand.“ —

„Jedoch nur durch die Macht Gottes, Fürstin, nur durch seine mächtige Hand.“

„Die Liebe ist auch ein Gott.“

Die Redenden waren von ihren inneren Regungen überwältigt und vergaßen Alles um sich herum.

Armfelts Kopf senkte sich, Fräulein Rudenskölds Busen wogte stürmisch in schmerzlichen Gefühlen, die Fürstin saß bleich und düster da.

In diesem Augrnblicke hörte man ein Gemurmel in einem der äußern Zimmer und die Aufmerksamkeit lenkte sich dahin.

Die Herzogin, die Fräulein Rudensködls Stimmung verstand, benutzte diesen Zufall und ergriff ihren Arm.

„Kommen Sie!“ flüsterte sie ihr zu.

Die Herzogin schätzte immer Fräulein Rudensköld sehr hoch.

„Sie vergessen sich.“

„Ach nein, königliche Hoheit, ich vergesse nicht mich, sondern alle Anderen.“

Die Lampe der Erinnerung verlöscht nicht, wenn auch ihre Flamme mitunter so matt leuchtet, daß wir ihren Schein nicht zu erblicken vermögen. Eine theure Jugenderinnerung war wieder in Armfelts Seele emporgetaucht und mit seinem lebhaften Gemüth wurde er jetzt von diesem neuen Bilde entzückt. Als die Uebrigen sich in die äußern Zimmer begaben, näherte er sich der Fürstin, an deren Seite jetzt die Prinzessin Platz genommen hatte. Er wünschte alle die Aufklärungen aus ihrem

Munde zu erhalten, die sie ihm wahrscheinlich über seine erste Liebe zu geben vermochte.

Als er eben im Begriff stand, sich der Fürstin zu nähern, legte eine Hand sich auf seine Schulter, und als er umschaute, stand Ehrenström vor ihm.

„Die Zeit ist da.“

„Was meinst Du, welche Zeit?“

„Hast Du das Versprechen des Königs vergessen?“

„Versprechen?“

„Das Codizill?“

„Ah!“

„Stackelberg ist hier ...“

„Schonung! Ich bin so aufgeregt. Mein Herz ist zerfleischt. Jetzt vermag ich nichts. Verlaß mich.“

„Ich verlasse Dich nicht. Du mußt mir folgen.“

„Nein, nein!“

„Alle unsere Freunde erwarten Dich draußen.“

„Sie mögen warten.“

„Komm!“

„Unmöglich. Nicht in dieser Gemüthsstimmung.“

„Alles ist jetzt bereit. Den Augenblick zu verlieren, heißt Alles verloren. Ich fürchte, daß Reuterholm Kenntniß von unsern Absichten hat. Er und der Herzog blicken geheimnißvoll um sich.“

„Ich kann es doch nicht verhindern.“

„Also jetzt, wo es gilt, willst Du nicht handeln?“

„Ich vermag es jetzt nicht.“

„Du vergissest das Versprechen, das Du Deinem königlichen Freunde gabst.“

„Mein Gott!“

„Du bist schwach.“

„Nein!“

„Du brichst den Eid, den Du dem Sterbenden geschworen.“

„Ich leide.“

„Es ist ein Todter, der Deinen Handschlag hat, der Tod erläßt nichts.“

„Du bist fürchterlich!“

„Eines Tages wird der Todte Rechenschaft von Dir fordern.“

„Gehen wir. Ich folge Dir. Komm!“

Als Armfelt und Ehrenström das Zimmer verließen, näherte Vincent sich der Prinzessin. Sie hatte weniger als die Andern Theil an dem Gespräche gehabt, und nur das, was Vincent betraf, hatte ihr Interesse ganz in Anspruch genommen. Sie erblickte in ihm etwas Unerklärliches, über welches sie aufgeklärt sein wollte, und als er sich ihr näherte, empfand sie zwar ein Gefühl der Furcht, fühlte sich aber doch von ihm angezogen. Die Fürstin wurde jetzt von den übrigen Damen des Hofes unterhalten und die Prinzessin wählte also einen Platz, wo sie ungestört Vincent anhören konnte.

„Ew. Hoheit haben mich den ganzen Abend betrachtet.“

„Sie sind es, mein Herr, der mich betrachtet hat."

„Wenn ich nicht irre, hegen Sie den Wunsch, mit mir zu reden."

„Ich weiß nicht, was ich gewünscht, aber Sie erscheinen mir ganz sonderbar."

„Fragen Sie Alles, was Ihnen gefällt, königliche Hoheit, und wenn es mir möglich ist, werde ich Ihre Fragen beantworten."

Die Prinzessin blickte ihn forschend an, als wollte sie ergründen, in wie fern seine Worte wahrhaft gemeint seien. Sein Gesicht war ruhig.

„Vor einiger Zeit," begann die Prinzessin, „begab ich mich eines Abends spät, nur von einem Pagen gefolgt, in eine abgelegene Gegend der Stadt, um einen Armen zu besuchen. Ich ließ meine Equipage in der Hornstraße zurück und begab mich zu Fuße weiter. Eine Person verfolgte uns gleichsam. Sein Gesicht war blaß, sein Blick scharf. Waren Sie es, mein Herr?"

„Ich war es."

„Weshalb folgten Sie uns?"

„Als Sie aus Ihrer Equipage stiegen, erkannte ich Sie, und aus Furcht, es könnte Ihnen etwas Unangenehmes passiren, folgte ich Ihnen."

„Sahen Sie, wohin ich mich begab?"

„Ich sah es.

„Als ich von meinem Besuche zurückkam, war mein Wagen fort; es umringte mich bald eine Masse lärmender

Menschen und das Abenteuer erhielt ein drohendes Ansehen. Zwei Personen traten zu meiner Hilfe auf. Waren Sie die eine?"

„Ja, Hoheit."

„Während des Auflaufs verlor der Page einige Papiere, die ich bei dem sterbenden Ek empfangen hatte. Wenn ich mich nicht irre, erboten Sie sich, um das Verlorene sich zu bemühen, aber ich nahm Ihr Anerbieten nicht an."

„Ganz richtig."

„Ich frage Sie jetzt, wissen Sie, wo diese Papiere sind?"

Die Prinzessin glaubte ein leises Zucken in Vincents Gesicht zu bemerken.

„Von dem Augenblicke an, wo Sie mein Anerbieten zurückwiesen, habe ich nicht an diese Papiere gedacht."

„Der Herzog, mein Bruder, hat Alles gethan, was in seinen Kräften steht, um ihnen auf die Spur zu kommen, aber vergebens. Aller Wahrscheinlichkeit nach enthalten die Papiere Staatsgeheimnisse, die meinem Bruder, aber keinem Andern von Wichtigkeit sein können. Ich fürchte, daß der Auflauf, welcher auf der Straße Statt fand, ein gemachter war, um uns die Papiere zu entreißen."

Dasselbe Zucken kehrte in Vincents Zügen wieder.

„Wenn irgend Jemand, in der Sache Unintereſſir-

ter, sie erhalten hätte, müßte es geglückt sein, ihnen wieder auf die Spur zu kommen, aber jetzt ..."

„Ihre Schlüsse, Prinzessin, können möglicher Weise unrichtig sein. Ich habe über den Gegenstand nicht nachgedacht."

„Meine Unruhe hat mir viele Vermuthungen eingegeben und meine Gedanken sind weit umhergeschweift, doch immer sind sie mit einer gewissen Furcht zu Ihrer Person zurückgekehrt. Sie folgten meinem Wagen, als ich nach Hause kehrte."

„Allerdings."

„Sie sagten, daß wir einander wiedersehen würden."

„Ihr Gedächtniß ist außerordentlich gut."

„Sie forderten mich auf, zu einer gewissen Zeit die obere Wohnung meines Palais zu besuchen."

„Ich wagte es. Und Sie sahen?"

„Ihre bloße Frage erschreckt mich. Welche Wirkung wird also die Sache selbst nicht auf mich geübt haben? Glauben Sie an Offenbarungen, an Gespenster?"

„Alles in der Welt ist gleich natürlich, wenn man daran glaubt. Der Verstand hat seine Grenzen. Innerhalb desselben giebt es nichts Wunderbares. Aber das Reich des Glaubens ist größer, zwischen ihm und dem Himmel giebt es keine Kluft. Was sahen Sie, königliche Hoheit?"

„Ich weiß kaum, was ich sah. Ich sah einen Schatten auf mich zuschreiten. Einen Augenblick schien es

mir, als ähnelte derselbe meinem verstorbenen Bruder Gustav."

Vincent schien überrascht zu sein, sein Gesicht klärte sich.

„Sie glaubten, Se. höchstselige Majestät zu erblicken?"

„Was weiß ich? Es flimmerte vor meinen Augen. Meine Hand zitterte. Ich verlor das Licht. Der Schatten verschwand und ich floh. Das ist Alles, was ich behalten habe."

„Und Sie haben Niemandem von diesem Gesichte erzählt?"

„Ich habe es nicht gewagt. Ich habe an meinen eigenen Sinnen gezweifelt."

„Erzählen Sie doch dem Herzoge das Ereigniß. Er versteht sich auf dergleichen Sachen."

„Aber wie könnten Sie voraussagen, was geschehen sollte?"

„Wenn man weiß, was sich ereignen soll, ist es nicht schwierig, es vorauszusagen."

Die Prinzessin schwieg, als überdächte sie das, was er gesagt hatte.

„Das mag sein," bemerkte sie darauf, „indessen vermag ich aus Alledem nur Einen Schluß zu ziehen."

„Und welchen?"

„Den, daß Sie kein gewöhnlicher Mensch sind."

„Sie schmeicheln mir, königl. Hoheit."

„Durchaus nicht. Wären Sie nur das, wofür Sie

sich ausgeben, Sie würden nicht die Gelegenheit haben, überall einzugreifen, überall zu erscheinen, wo man Sie am wenigsten erwartet, durch Voraussagungen uns staunen zu machen, sich selbst mit einem mystischen Dunkel zu umgeben, und dann und wann nach Ihrem Gutdünken aus diesem Dunkel einen Blitz hervorschießen zu lassen."

„Ich begreife nicht, Königl. Hoheit, worauf Sie mit diesen Bemerkungen hinzielen."

„Sie fühlen vielleicht, daß ich zu aufrichtig bin, um mich verstellen zu können. Wenn ich Alles zusammenfasse, was ich jetzt gesagt habe und die Ereignisse mit einander vergleiche, so drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß Sie ..."

Die Prinzessin blickte ihn scharf an, indem sie sprach —

„... Daß Sie und sonst Niemand die Papiere besitzen."

Der Ausdruck in Vincents Gesicht veränderte sich schnell.

„Königliche Hoheit!"

„Dem Polizeidirektor, mein Herr, ist es geglückt, sämmtliche Personen, die an jenem Abende uns lärmend auf der Straße umgaben, ausfindig zu machen. Niemand von ihnen könnte das geringste Interesse an den Papieren haben, aber ..."

„Aber ..."

„Diese Personen haben erklärt, daß eine andere Person mit schwarzem Haar, merken Sie sich das, mein Herr, mit schwarzem Haar ...“

Vincent unterdrückte mit Gewalt die Regungen seines Innern.

„Mit einem blassen Gesichte und in einen weiten Mantel gehüllt ...“

„Und was hat man denn von dieser Person erzählt?“

„Daß dieser Unbekannte in ein öffentliches Local getreten, den Gästen verschiedene spirituöse Erfrischungen angeboten und ihnen darauf erzählt habe, daß ein Page vom Hofe ein Mädchen aus der Vorstadt entführen wolle, und daß man einen solchen Unfug nicht dulden müsse. Die Folge dessen war, daß man uns angriff.“

„Und ich sollte dieser Unbekannte sein?“

„Noch ist es nicht geglückt, ihn ausfindig zu machen und es wird auch nicht glücken. Nur ich, mein Herr, kenne ihn. Und somit ...“

„Und somit ...“

„Somit werden Sie einsehen, daß ich Sie nicht ohne Grund fürchte. Ich glaube, Sie sind nicht derjenige, der Sie zu sein scheinen. Sie umgeben sich mit einem geheimnißvollen Schleier, hinter welchem ich größere Zwecke hervorschimmern ahne, als Sie vermuthen lassen.“

„Ihre Phantasie, Königl. Hoheit, verleitet Sie zu Uebertreibungen. Ich versichere …“

Man hörte in diesem Augenblicke einen Lärm in den äußeren Zimmern. Sowohl Vincent als die Prinzessin blickten unwillkürlich nach der Thür.

„Was ist das?“ frug die Prinzessin und blickte Vincent unruhig an.

Vincent hatte mit einem einzigen Blicke den Grund des Lärmens entdeckt.

„Königl. Hoheit,“ sagte er, „ich weiß nicht, ob ich wagen darf, Sie an Ihr Versprechen zu erinnern?“

„An das Versprechen, welches ich schweigend gab, als Sie neben meinem Wagen gingen?“

„In der That, gerade dasselbe.“

Die Prinzessin empfand zwar ein Gefühl der Furcht, aber sie wollte sich einem Versprechen nicht entziehen, wenn sie dasselbe auch nur stillschweigend gegeben hatte.

„Sie versprachen mir eine kleine Gefälligkeit zu erzeigen.“

„Und Sie wünschen … aber Sie brechen unser Gespräch ab.“

„Ich werde die Ehre haben, es später fortzusetzen; wenn Sie erlauben … ich wünsche, daß Sie diesen rothen Carniol …“

„Mit dem Kreuze …?“

„Wie Sie zu sehen belieben … der Person übergeben, welche …“

„Welche ...?“

„Belieben Ew. Hoheit mir zu folgen, und ich werde sogleich die Ehre haben, Ihnen die Person zu bezeichnen.“

Ein Versprechen war Sophia Albertina heilig. Sie folgte.

---

Als Armfelt in Begleitung Ehrenströms sich in die äußern Zimmer begab, fand er dort den König und den Herzog, umgeben nicht allein von mehrern Mitgliedern des diplomatischen Corps, sondern auch von den höchsten Würdenträgern des Reichs. Die Mehrzahl derselben waren Armfelts politische Freunde.

Armfelt wurde leicht von Allem angeregt, was seine frische Seele und sein warmes Herz ansprach. Als er jetzt um sich blickte, athmete er eine frischere Luft im Kreise der Männer ein. Die Erinnerungen der Liebe erstarben auch und sein Ehrgeiz erwachte, als er das gespannte Interesse erblickte, das aus den Zügen Aller sprach.

Armfelt ging direct auf den König zu.

„Majestät,“ sprach er, „jetzt ... oder nie!“

Er sprach diese Worte so laut, daß der Herzog und Reuterholm, sowie Liliesparre, die sich gleichfalls im Zimmer befanden, dieselben deutlich hörten.

Alle Drei warfen auch verstohlene Blicke auf einander.

„Was habe ich gesagt?“ flüsterte Reuterholm. „Man hat uns gefangen.“

Der Herzog antwortete nicht, aber sein Gesicht verfinsterte sich.

„Hier?“

„Natürlicherweise, wenn er sich von hier fortbegiebt.“

Die Armfelt'sche Partei schloß sich dicht an Gustav. Mit einem Beifallsgemurmel war Graf Stackelberg bei seinem Eintreten empfangen worden; man glaubte, an ihm eine sichere Stütze zu haben. Alle waren entschlossen, ihre Gesinnung ferner nicht zu verbergen, und man hatte dazu um so mehr Grund, weil man überzeugt war, den König auf seiner Seite zu haben.

„Wünschen Ew. Majestät mit dem Herzoge zu reden?“ frug Armfelt.

Gustav schien zu schwanken, vielleicht in unruhigem Zweifel um den Ausgang.

„Ew. Majestät haben mir Ihr Versprechen gegeben, und in Schweden ist man daran gewöhnt, auf das Wort eines Königs zu bauen.“

„Ich werde das meinige auch nicht brechen. Ich erwarte den Herzog dort im Kabinet. Du begleitest ihn.“

Als der König sich entfernt hatte, trat Armfelt auf den Herzog zu.

„Se. Majestät der König wünscht Ew. Hoheit zu sprechen. Er erwartet Sie dort im Kabinet.“

Das Gesicht des Herzogs verfinsterte sich; Reuter-

holm erblaßte, nur Liliesparre warf einen lebhaften, strahlenden Blick über die Versammlung.

„Was befehlen Ew. Hoheit?“ frug er nochmals den Herzog. „Sie zögern. Haben Sie die Gnade und blicken Sie um sich.“

Als der Herzog um sich blickte, gab Liliesparre dem an der Thür stehenden Lakai ein Zeichen, die Thür ging halb auf und man erblickte im Vorgemache eine Reihe flimmernder Karabiner.

„Ich bin auf Alles vorbereitet!“ fügte Liliesparre hinzu.

„Wenn Ew. Königl. Hoheit diesen Augenblick unbenutzt vorübergehen lassen,“ fiel Reuterholm ein, „dann wird man im nächsten die wesentliche Macht aus Ihren Händen winden: das Codicill ist anerkannt.“

„Was Du auch thust,“ äußerte der Herzog endlich, „vergiß nicht, daß Du es der Nation gegenüber zu verantworten hast. Ich verzeihe Dir.“

Armfelt, der die Wache vor der Thür sah, fand darin etwas Ungewöhnliches und ahnte eine feindliche Absicht.

„Hoheit,“ frug er den Herzog, „was bedeuten diese Waffen?“

„Sie bilden meine Leibwache!“ antwortete der Herzog, indem er das Zimmer verließ und sich zum Könige begab.

„Herr Baron,“ sagte Liliesparre zu Armfelt, „ich möchte Sie um Eins bitten.“

„Nun ...?“

„Sahen Sie ... die Leibwache des Herzogs?“

„Nun!“

„Als alter Freund bitte ich Sie, genau den Schritt zu überlegen, den Sie jetzt zu thun beabsichtigen.“

„Das werde ich nicht vergessen, aber wenn Sie glauben, ich beabsichtige durch die Leibwache des Herzogs zu schreiten, dann irren Sie sich. Mein Weg geht zum Könige.“

Als Reuterholm Armfelt in das Kabinet treten sah, fürchtete er noch mehr den Ausgang, und obgleich ungerufen, entschloß er sich, dem Herzoge zur Seite zu treten. Er ging auch durch die in Gruppen stehenden Gäste, von den Blicken Aller gefolgt, auf die Thür zu, und schon sein Entschluß, sich dem Herzoge zur Seite zu stellen, flößte ihm wieder Stolz und Ruhe ein. Aber wie seinen Verdruß beschreiben, als er, zur Kabinetsthür gelangt, von dem dort postirten Trabanten zurückgewiesen wurde?

„Wer hat Euch befohlen, mir den Eintritt zu verwehren?“

„Der König.“

Mit entstellten Gesichtszügen kehrte er zurück, sein Uebermuth hatte einen derben Schlag erhalten. Das Ereigniß war vor Aller Augen geschehen und ein dumpfes Gemurmel ließ sich aus den dichten Gruppen hören.

Reuterholm zog sich in einen Winkel des Zimmers zurück. Nur Liliesparre und Boheman näherten sich ihm.

„Armfelt hat uns überlistet!" flüsterte Liliesparre.

„Er ist ein alter geübter Intriguant."

„Es ist im höchsten Grade verdrießlich, das Spiel zu verlieren, wenn es so eben begonnen ist."

„Sie haben Recht. Es ist verloren."

„Wir haben uns zu sicher gefühlt. Vincent hat Sie eingeschläfert. Nicht wahr? Vielleicht spielt er mit falschen Karten."

„Ich habe ihm vertraut, und ich habe Grund dazu gehabt. Er behauptete immer, die Ereignisse müßten sich selbst überlassen bleiben, müßten sich frei entwickeln."

„Nun, die Freiheit wird jetzt ihr Fall sein."

In den Gruppen, in welchen Stackelberg, Aminoff, Ehrenström und Franc sich befanden, führte man eine ganz andere Sprache.

Die Siegesfreude strahlte aus ihren Gesichtern, die Hoffnung sprach aus ihren Augen. Stolz und Befriedigung zeigten sich in jeder ihrer Bewegungen.

Die Prinzessin und Vincent traten jetzt auf die Gruppen zu. Als Vincent den König, den Herzog und Armfelt vermißte und die ungleichen Gesichtsausdrücke der Parteien bemerkte, empfand er eine unbeschreibliche Unruhe.

„Wir sind überlistet worden!" sprach Reuterholm, als er sich ihm näherte.

„Armfelt ist klüger und vorsichtiger gewesen, als

wir uns haben träumen lassen. Er hat den König auf seiner Seite."

„Sie haben uns mit Ihren Vorsichtspredigten eingeschläfert. Jetzt haben wir den Zweck verloren."

„Erzählen Sie mir in Kürze, was geschehen ist."

Nachdem man seinen Wunsch erfüllt hatte, warf er einen prüfenden Blick um sich.

„Und in allen diesen Gruppen haben Sie nur Gegner?"

„Politische Freunde verstecken sich in die Reihen der Feinde, wenn der Himmel sich bewölkt."

„Um so größer wird Ihnen der Sieg erscheinen."

„Sieg ...?"

„Nun, Sie müssen sich in's Kabinet zum Könige begeben, Herr Baron, und Ihre Sache neben dem Herzoge vertheidigen."

„Man verwehrt mir den Zutritt."

„So senden Sie Liliesparre. Er wird mit kräftiger Zunge die Scheingründe umstürzen, die Armfelt aufstellt."

„Niemand darf hinein."

„Ah! ... Die Lage ist bedenklich."

Vincent machte eine Runde durch die Gruppen.

„Hier muß gehandelt werden. Dieser Augenblick verträgt kein Schwanken und keinen Aufschub."

Reuterholm verzweifelte.

„Den Mitgliedern der Königl. Familie," fuhr Vincent

fort, „wird man doch nicht den Zutritt zum Könige verwehren?“

„Das sind ja Frauenzimmer ... Was können die ausrichten?“

„Für uns wirken.“

„Dazu hat kein Frauenzimmer den Muth.“

Vincent trat eilig auf die Prinzessin zu, die sich noch immer im Zimmer befand, um ihr Versprechen zu erfüllen.

„Königl. Hoheit,“ sagte er, „sind Sie bereit, mir wirklich einen Dienst erzeigen zu wollen ...?“

„Ja, mein Herr.“

„Dann bitte ich Sie, in das Kabinet dort einzutreten.“

„Dort hinein?“

„Sie werden dort den König, Ihren Neffen, den Herzog, Ihren Bruder, und Armfelt antreffen.“

„Was soll ich dort thun?“

„Ich bitte Sie, Armfelt diesen Carneolring zu übergeben.“

„Weiter nichts?“

„Und wenn er irgend eine Frage thut, brauchen Sie nur das einzige Wort „Aachen“ zu antworten. Nicht wahr, Hoheit, Sie werden diese Bitte erfüllen?“

Die Prinzessin zögerte einen Augenblick, während sie sinnend den Ring betrachtete.

„Ich gehe!“ antwortete sie darauf.

Als sie an die Kabinetsthür gelangte, wollte der Trabant ihr Eintreten verhindern, aber auf einen befehlenden Blick der Prinzessin zog er sich zurück und sie trat ein.

Es wußte zwar Niemand, was Vincent mit der Prinzessin gesprochen, aber ihr Eintritt in's Kabinet machte dessenungeachtet ein gewisses Aufsehen und spannte die Aufmerksamkeit noch mehr. Man sprach und flüsterte nicht länger, man warf einander nur fragende Blicke zu. Ungeduld war in allen Gesichtszügen zu lesen. Die Stille war unheimlich.

Die Reuterholm'sche Partei war niedergeschlagen, weil sie sich verlassen und verloren fühlte.

Armfelts Freunde dagegen bauten auf das Glück und Talent ihres Chefs. Sie standen dem Siege zu nahe, um ihn nicht im Voraus zu genießen.

Eine Viertelstunde ... eine halbe Stunde verstrich.

Endlich ging die Thür zum Kabinet wieder auf und die Herzen Aller klopften in gespannter Erwartung. Man würde jetzt erfahren, wie man einander gegenüber stand.

Der König trat zuerst heraus, die Prinzessin an seiner Hand führend. Aus seinem Antlitze konnte man keine Schlüsse ziehen. Aber dicht hinter ihm folgte der Herzog und neben demselben folgte Armfelt.

Auf diese beiden brauchte man nur einen flüchtigen Blick zu werfen, um den Ausfall der Verhandlungen zu

errathen. Der Herzog sah stolz und siegend, Armfelt niedergeschlagen, muthlos und schwankend aus.

Es war ganz das Gegentheil von dem, was man erwartet hatte.

Als Reuterholm den siegenden Ausdruck des Herzogs bemerkte, erhob er seinen Kopf wieder. Das Gegentheil war natürlich mit Armfelts Freunden der Fall. Er brauchte ihnen nicht seine Niederlage in Worte zu kleiden, dieselbe stand deutlich in seinen Gesichtszügen zu lesen.

„Was bedeutet diese Veränderung?“ frug Reuterholm, sobald er mit dem Herzoge allein war.

„Ich habe einen glänzenden Sieg errungen.“

„Das kommt mir wie ein Traum vor; wie ist das möglich, Hoheit?“

„Eine unsichtbare Hand scheint mich zu überwachen. Ich spüre sie überall. Als ich in's Kabinet trat, übergab ich dem Könige die Vollmachten in blanco, um welche er, wie Du weißt, mich gebeten hat. Dies erfreute ihn. Er drückte meine Hand und frug, in welcher Weise er sich mir dankbar erweisen könne. Ich erbat mir alsdann Kenntniß von seiner Stellung zu Rußland, das ... wie Du weißt ... ihn feindlich gegen mich zu stimmen sucht. Als Antwort reichte er mir ein eigenhändiges Schreiben der Kaiserin Katharina an ihn.

„Ein heimlicher Briefwechsel? Der ist uns entgangen. Bei Gott, ein Staatsmann müßte Argusaugen haben.“

„Ich hatte kaum den Brief durchlesen, als Armfelt eintrat. Dieser eröffnete sofort das Gespräch über den eigentlichen Gegenstand: das Codicill. Ich sprach meine Ansichten aus. Der König hörte uns Beide an. Er war freundlich gestimmt, ohne seine Interessen zu vergessen. Armfelt wurde immer lebhafter, ich fühlte, daß der Sieg sich bereits auf seine Seite neigte. Derselbe schien sogar schon entschieden zu sein. Noch schwieg der König. Wir erwarteten seine Antwort als entscheidend.

„Was fordern Sie denn eigentlich?" frug ich Armfelt, um auf einmal zur Kenntniß meiner wirklichen Lage zu gelangen und zu gleicher Zeit die Verhandlungen wieder aufnehmen zu können."

„„Was ich fordere ...?"

„Sagen Sie mir in kurzen Worten, was Sie fordern?" wiederholte ich.

„„Ich fordere," begann er ...

„In demselben Augenblicke ging die Thür auf und Sophia Albertina trat ein."

Reuterholm war die Aufmerksamkeit selbst. Er blickte den Herzog unverwandt an, aus Furcht, ein einziges Wort zu verlieren.

„Die Prinzessin näherte sich leise und blieb neben Armfelt stehen, der einen Augenblick durch ihr Eintreten unterbrochen, jetzt noch einmal wiederholte: „Ich fordere ..."

„Aber in diesem Augenblicke überreichte die Prinzessin ihm einen Ring. Beim Anblicke desselben erblaßte er,

und je mehr er ihn betrachtete, desto größer wurde sein Entsetzen. Es schien, als wollte er seinen eigenen Augen nicht glauben, er eilte an's Fenster."

„„Mein Gott!" rief er.

„Wie von einer fürchterlichen Erinnerung niedergebeugt, kehrte er darauf zur Prinzessin zurück und wollte wissen, woher sie den Ring habe."

„„Aachen!" antwortete sie.

„Ich drang auf's Neue in ihn, mir zu sagen, was er forderte. Er sah mich aber mit stieren Blicken an. Er war vernichtet, ich sah es und wollte es mir zu Nutzen ziehen."

„„Ich fordere ..." wiederholte er, sein Blick lächelte, aber seine Wange war blaß. Große Tropfen perlten auf seiner Stirn und er betrachtete unablässig den Ring, als sei sein Blick an denselben festgewurzelt.

„Gustav blickte ihn verwundert an. Er schien nicht recht begreifen zu können, was Armfelt so verändert habe."

„„Ich fordere ..." wiederholte Armfelt noch einmal ... „Majestät," fügte er aber einen Augenblick darauf hinzu, „ich fordere nichts! Ich erbitte mir nur die Erlaubniß, in's Ausland reisen zu dürfen."

„Auch ich fühlte mich dadurch im höchsten Grade überrascht."

Reuterholms Stirn erhellte sich.

„„Meine Gesundheit ist seit lange geschwächt. Die Blessur, die ich im letzten finnischen Kriege erhielt, ist noch

nicht vernarbt. Seit mehreren Monaten habe ich das Bedürfniß eines milderen Klima's gefühlt, wenn ich auch nicht den Muth gehabt habe, es Ew. Majestät gegenüber auszusprechen."

„Das Erstaunen des Königs steigerte sich, aber er schwieg.

„Wohin wünschen Sie sich denn zu begeben, Herr Baron?" frug ich.

„„Nach Aachen."

„Königl. Hoheit," fiel Reuterholm ein, „Sie sagten, daß eine unsichtbare Hand Sie schützend umgiebt ..."

„Ja, ich wiederhole es noch einmal."

„Wissen Sie, wer jetzt dieser Schützende war?"

„Nein."

„Es war Vincent."

Nicht ohne Kummer erfuhren Armfelts Freunde den Ausgang des Gesprächs, von welchem man so viel erwartet hatte. Die Partei sah ein, daß sie mit Armfelt auf längere Zeit die Hoffnung verloren hatte, ihre Stellung in der Regierung und am Hofe zu behaupten. Niedergeschlagen zogen sie sich bald zurück, Reuterholm und seinen Satelliten das Feld überlassend.

Ende des dritten Theils.